

11-E-151

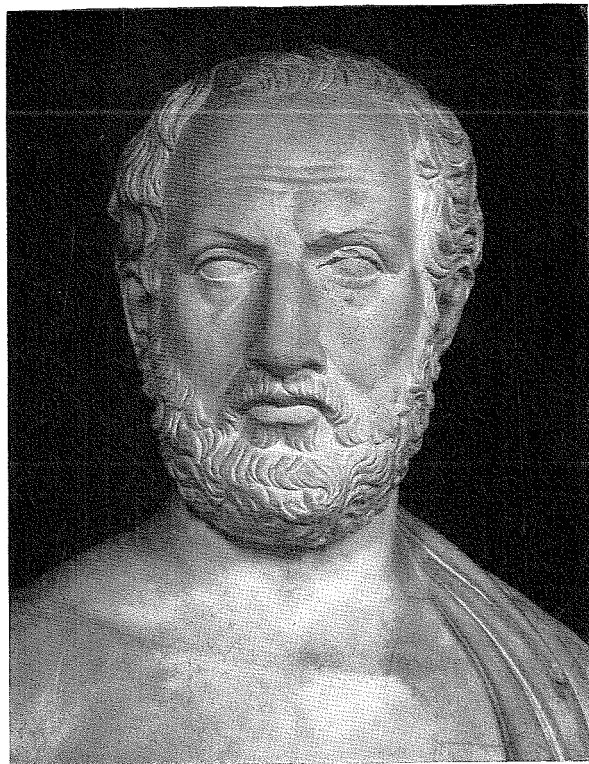
THUKYDIDES
DER GROSSE KRIEG



Kröners Taschenausgabe

Band 150

71-E-151



THUKYDIDES

HOLKHAM HALL (ENGLAND)

THUKYDIDES

DER GROSSE KRIEG

Übersetzt und eingeleitet

von

HEINRICH WEINSTOCK



ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

I N H A L T

Koupil u	<i>fy. Cech</i>
Darcem od	
v	<i>Prose</i> za Kčs <i>45.-</i>
Inventar	<i>37. 247</i>
Sign.	

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA
PŘÁVNICKÉ FAKULTY UJEP
STARÝ FOND

Č. inv.:

01383

Alle Rechte vorbehalten
 Copyright 1938 by Alfred Kröner Verlag Stuttgart
 Druck der Hoffmannschen Druckerei Felix Kraus
 Stuttgart 1938

Einleitung	IX
Vorwort des Thukydides	1
I 1. 22—23. 118	
Vor der Entscheidung	5
I 79—88 / 139—145 / II 7—10	
Bewährung	23
II 34—47 / 47—54 / 59—65	
Verfall	52
III 36—40 / IV 17—22 / 27—28. 39 / V 7. 10 /	
III 81—83 / V 14—16. 24—26	
Vermessenheit	80
V 43—45 / 84—114. 116 / VI 1. 8—19. 24	
Abenteurer	108
VI 26—32 / 53. 60—61. 74. 88—93 / 103—104	
Schicksalswende	126
VII 2—3. 8. 10—16 / 27—28 / 29—30 / 42—45	
47—50	
Zusammenbruch	145
VII 55—56. 59. 72—85	
Ende	162
VII 86—87 / VIII 1—2	

Nachwort	167
Zeittafel	170
Register	172
Übersichtskarte	nach 176

Wenn Hegel gemeint hat, das Werk des Thukydides bedeute den Gewinn, den die Menschheit vom Peloponnesischen Kriege gehabt habe, so bezeugt dieses Wort des größten Geschichtsdenkens der Griechen dem größten Geschichtsschreiber der Griechen die Erfüllung der erstaunlichen Absicht, die ihn den großen Krieg seiner Zeit „zum dauernden Besitz der Menschheit, nicht für den augenblicklichen Erfolg bei den Lesern“ niederzuschreiben bestimmt hatte. Bedenken wir außerdem, daß Hegels Wort nur eine, höchste, Stimme darstellt in einem vielstimmigen Chor der Bewunderung durch über zwei Jahrtausende und aus dem ganzen gebildeten Abendlande, so erhebt sich die Frage, wie das Wunder dieser Wirkung zu begreifen sei; zumal es sich hier ja nicht um die künstlerische Gestaltung von „Ewig-Menschlichem“, sondern um die treue Darstellung eines einmal Geschehenen, also durchaus Zeitgebundenen handelt. Wollte sich aber unser Staunen von vorneherein mit dem Geheimnis des schöpferischen Genius beruhigen, so wäre damit eine Frage wahrlich im Keime erstickt, die doch allein nicht zwar das Wunder aufzulösen vermag, wohl aber es in seiner Größe und Tiefe erst recht ermessen lehren kann.

In einer seltenen Vollständigkeit treffen für Thukydides die Bedingungen glücklich zusammen, die ge-

geben sein müssen, damit eine große Begabung zu gültiger Leistung gedeihe. Der Reichtum seines mit Landbesitz und Goldbergwerken in Thrakien begüterten Vaters Oloros gestattet ihm, die unendlichen Bildungsmöglichkeiten des klassischen Athen in Muße auszuschöpfen. Der in den siebziger Jahren des fünften Jahrhunderts Geborene erlebt Aischylos, Sophokles, Herodot, Phidias, Euripides, Sokrates und die großen Sophisten. Die Beziehungen seiner vornehmen Familie — der Vater ist mit Kimon und Miltiades verwandt — bringen ihn leicht in persönliche Verbindung mit den führenden Politikern und lassen ihn an den bedeutenden Vorgängen der Politik aus nächster Nähe teilnehmen. Der Familienbesitz in Thrakien und Reisen nach den Inseln, Italien, vielleicht auch Sizilien, erweitern seinen Gesichtskreis früh über die attischen Gaugrenzen. Als er im Jahre 424 nach dem Scheitern seiner Feldherrntätigkeit, in der er Krieg und Politik mitgestalten darf, auf zwanzig Jahre aus Athen verbannt, sich auf die Thrakischen Güter und dann in die Peloponnes zurückziehen muß, dient auch dies persönliche Ungemach seinem Werke zum Segen, weil er so die Geschehnisse auch von der anderen Seite zu sehen in die Lage versetzt ist. Schließlich braucht er auch mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht erst einen Anfang zu machen, sondern vor ihm hat schon Herodot die Unterhaltungskunst ionischer Berichterstatte zu der Fähigkeit gesteigert, einen geschichtlichen Zusammenhang in einem Zuge darzustellen. Was nun aber Thukydides über die Verdienste dieses „Vaters der Historie“ hinaus geleistet hat, dazu

verhalf ihm — um den letzten der förderlichen Umstände zu nennen — wesentlich die große Aufgabe selbst, die die Geschichte ihm stellte, als sie diesen historischen Genius zum Zuschauer, ja zum handelnden und leidenden Mitspieler eines der bedeutendsten Dramen machte, die sie je — dazu noch auf begrenzter und also klar überschaubarer Bühne; man ist versucht zu sagen: auf der klassischen Bühne der drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung — aufgeführt hat. Wobei indes diese Fügung (und das gilt in gleicher Weise für die anderen günstigen Umstände) glückhaft doch nur darum ist, weil Thukydides ihren ersten Wink schon begreift, indem er von Anfang an die Bedeutung der weltgeschichtlichen Stunde, die hier anbricht und abläuft, mit seherischem Auge erfaßt, wenn sich auch ihre ganze Bedeutung erst im Ablauf selber des Geschehens dem betrachtenden und erlebenden Geiste zum vollen Bewußtsein bringt.

Das vielstimmig einhellige Werturteil über den Historiker Thukydides hat sich immer wieder damit begründet, daß die kritische und objektive Geschichtsforschung, die psychologische Geschichtserklärung, das pragmatische Geschichtsverständnis, bei aller Anerkennung der Herodotischen Vorleistung in diesen verschiedenen Bezügen, dennoch in ihm zum ersten Male mit klarer Bewußtheit und methodisch geübt wirksam werde; so daß tatsächlich ihm die Ehre gebühre, der Begründer von Geschichtswissenschaft im abendländischen Sinne zu sein. Wie bedeutend nun aber diese so begriffenen und aus dem Einklang von großer Begabung und erfüllter Zeit begreifbaren Leistungen des Thuky-

dides auch sind, denen noch die Sprache zuzurechnen ist, die in ihrer Farbigkeit, ihrem Stimmungsreichtum, besonders aber ihrer Treffsicherheit und bannenden Gewalt dafür zeugt, daß hier ein großes Erbe neu erworben wurde — das, was wir als das Wunder seiner Wirkung bezeichneten, ist damit noch gar nicht angesprochen. Alle diese Dinge wirken mit zu dem Wunder, das Wunder selbst sind sie nicht.

Vielmehr besteht das Eigentliche der Thukydidischen Leistung darin, daß er nicht nur die einzelnen Geschehnisse, die er aus den Quellen erforscht, treu berichtet und bis in ihre Gründe aufdeckt, zu einer fortlaufenden Linie des Geschehens verknüpft, indem er eines aus dem andern hervorgehen läßt, sondern daß er darüber hinaus, in die dritte Dimension der menschlichen Dinge eintauchend, ein mannigfaltiges Neben- und ein vielfältiges Nacheinander als Einheit aus einer Mitte begreift, dadurch Geschichte deutet und so das tiefste Bedürfnis des Menschen, die ewige Frage nach dem Sinn, zu stillen unternimmt. Ermöglicht aber wird diese Leistung der Sinndeutung dadurch, daß Thukydideseinen Gegenstand einmal als Sinneinheit aufzufassen den Blick, zum andern als Sinneinheit wiederzugeben die Kraft hatte.

Den möglichen Sinn eines Seins erfaßt nur ein Auge, das zunächst einmal das wirkliche und völlige Gesamt dieses Seins in Unbefangenheit aufzunehmen vermag. Thukydideseht den Vorwurf, den ihm die Geschichte bietet, also den von ihm miterlebten Peloponnesischen Krieg, in seinem ge-

samten Sein, Sosein und Gewordensein; sieht ihn in der ganzen Weite seines, des griechischen Welt- raumes und in der ganzen Tiefe seiner, der griechischen Weltzeit, die nicht nur die eigentliche Vorgeschichte des Krieges mitumfaßt, sondern bis in die Urgeschichte Griechenlands hinaufreicht. Innerhalb dieses Horizontes erfaßt Thukydidese alle wesentlichen Vorgänge und Handlungen, Umstände und Bedingungen, Mächte und Kräfte, Völker und Menschen, die in ihm sind und walten, ohne diese Fülle von vornherein durch eine bestimmte thematische Absicht zu verkürzen, durch eine bestimmte geschichtsphilosophische Ansicht zu verstellen, durch eine bestimmte methodische Vorsicht zu vereinfachen. So sieht er weder bloß die kriegerischen Vorfälle, die außenpolitischen Maßnahmen und die innerpolitischen Verwicklungen, noch allein die geographischen Bedingungen, die wirtschaftlichen Abhängigkeiten oder die sittlichen Zustände, weder bloß die Beweggründe, die den einzelnen, noch allein die Notwendigkeiten, die die Völker treiben; sieht weder Massen noch Männer allein die Geschichte machen; läßt den bewußten Willen, der frei handelt, in gleicher Weise als wirksame Kraft gelten, wie den Zufall, der blind zustößt; weiß ebenso um die unentrinnbare Fatalität einer Lage wie um die schöpferische Idealität einer geschichtlichen Aufgabe; setzt das Berechnete und Berechenbare ein und ist sich doch bewußt, daß diese Rechnung nie aufgeht; durchschaut die innere Zwangsläufigkeit der Entwicklung und ist sich darüber klar, daß diese Logik immer wieder durch Entscheidung aufgehoben wird. Und weiter bis in die

Einzelheiten: er hat die Reaktionsweisen der Masse ebensogut studiert wie das Intrigenspiel der Politiker, die propagandistischen Tricks der Demagogen und die Stimmungskurve von Truppen; übersieht aber über solchen soziologischen Regelmäßigkeiten nicht die ursprünglichen Unterschiede zwischen den Rassen, den Völkern und den Staaten. Er hat das Gesetz der Daseinsordnung von Sparta und Athen begriffen samt den Wandel- und Mischformen dieser beiden Grundmöglichkeiten griechischer Staatlichkeit, wie sie sich in Theben und Korinth oder bei den Inselgriechen herausgebildet haben; durchschaut aber auch die Normlosigkeit des Rassen-, Völker- und Kulturgemisches von Sizilien. So sieht er mit dem Blick des Militärs und Politikers, des Soziologen und Psychologen, der Verfassungs- und Sittengeschichte, der Kultur- und Geistesgeschichte überhaupt.

Diese verschiedenen Betrachtungsweisen wendet er aber nicht etwa im Wechsel miteinander an, sondern sie sind in diesem großen Auge miteinander und in eins wirksam. Denn wie freilich die Gesamtauffassung einer Wirklichkeit unabdingbare Voraussetzung für die Erschließung wirklichen Sinnes ist, so würde ein bloß allumfassender Blick doch höchstens ein Mosaik zusammensehen, aber nie das Ganze einer Sinneinheit aufnehmen. Thukydides aber hat immer eine Totalvorstellung von seiner Wirklichkeit und erfaßt das einzelne nie für sich, sondern stets an dem Ort im ganzen, der durch die innere Beziehung zu der Mitte, aus der dieses wie jedes Ganze lebt, bestimmt ist. Welches ist die Mitte des Thukydideischen Geschichtsbildes?

Es ist das Politische im griechischen Verstande (wovon Politik nur eine Auswirkung ist), das die Polis als die allumfassende Daseinsordnung aller natürlich und geschichtlich Zusammengehörigen stiftet und die politische Existenz als die erfüllte Seinsweise eines jeden in dieser Ordnung begründet. Thukydides sieht, daß das Politische die Ursubstanz, der Zellkern ist, der alles geschichtliche Leben aus sich entfaltet, zu Wachstum und Blüte bringt, aber auch, krank geworden, alles geschichtliche Leben verfallen und sterben läßt. Gerade dies letzte nun, den Verfall, hat Thukydides von diesem Gesamtlebensprozeß mit wissendem und reifem Auge und bis zum tödlichen Ende im Jahre 404 selbst erlebt und dies ist daher das eigentliche Thema seines Werkes. (Und das durchgeführte; denn mit dem Zusammenbruch in Sizilien ist Athens Untergang besiegelt, so daß das Werk kein Torso ist, obwohl es mit dem Jahre 411 infolge des gewaltsamen Todes, den Thukydides bald nach 400 wohl auf seinem thrakischen Besitz von Mörderhand erlitt, abbricht.) Dies Thema, das der Historiker sich nicht selbst gewählt hat, sondern welches das tatsächliche Problem dieses Zeitraumes war, ist der Sammel- und Brennpunkt des Ganzen, der die Einheit stiftet und also eine wirkliche Totalität gestaltet, während das Herodotische Weltkaleidoskop trotz seiner darüber schwebenden Idee ins Universale auseinandertreibt. (Hier begreifen sich dann bei Thukydides gewisse Auslassungen und Einseitigkeiten im einzelnen, die die moderne Geschichtswissenschaft vermerkt hat, als notwendige Bedingungen der Geschlossenheit des Ganzen, das aber als solches an vollständiger Rich-

tigkeit nichts einbüßt.) Daß aber gerade das Problem des Verfalls die Sinnfrage in ihrem unbedingten Ernst gestellt hat, ist leicht verständlich. Wird doch ein Sinn immer erst dann zur Frage, wenn er nicht mehr gelassen in sich ruht, sondern, bedroht, in seine Krise tritt.

Wie deutet sich für Thukydides die quälende Tatsache, daß seine gesunde und starke attische Polis, soeben noch die Besiegerin der übermächtigen Perser und die hohe Schule von ganz Hellas, und mit ihr seine ganze blühende und mächtige griechische Welt in Verfall gerät und stirbt? Die Antwort scheint für eine Darstellung des Peloponnesischen Krieges auf der Hand zu liegen: Am Dualismus Athen—Sparta geht Hellas zugrunde und Athen ist durch das Übergewicht der gesammelten spartanischen Macht erdrückt worden. Aber treibt dieser Dualismus nicht auch die große griechische Zeit mit hervor und zieht anderseits das Ende Athens nicht den Untergang von Sparta und damit von ganz Hellas nach sich? Ja, wie diese beiden Mächte gegen- und aneinander gewachsen sind, so verderben sie auch an- und miteinander, sowie nämlich der Dualismus nicht mehr als spornende Kraft im ganzen wirkt, sondern radikal und d. h. maßlos geworden, nur sich selbst auszuleben trachtet. Damit ist er Beispiel für den Verfall überhaupt, der wie eine Epidemie ganz Griechenland überzieht, und handgreiflicher Beweis zugleich dafür, daß Thukydides nicht eine Geschichte der Politik sondern politische Geschichte im Auge hat. Die starken Kräfte, die als Dienste den ausgewogenen Bau jeder griechischen Polis tragen, wollen sich dem Gesetz

des Ganzen nicht mehr fügen und treten aus der Ordnung heraus, weil sie nicht mehr geregelt sind durch die gläubige Einsicht in die Notwendigkeit und Richtigkeit von Hingabe, Gehorsam, Einfügung, Verzicht. Nun entartet kraftvolles Selbstbewußtsein des starken einzelnen in maßloser Gier und nichts vermag mehr die Masse der Unwissenden und Unfähigen in dem treuen Gehorsam zu halten, der einzig auch ihnen Menschenwürde und geschichtlichen Wert gibt. Daß hier nicht fremdes Gift von außen eindringt, sondern daß dieser Verfall nichts anderes ist als die Selbstverwandlung ursprünglicher, innewohnender Gaben in Gifte, läßt sich an jeder Verfallserscheinung ablesen: so wenn sich echter Betätigungsdrang der einzelnen in betriebsames Geltungsbedürfnis, notwendiges Machtstreben der Staaten in unduldsame Herrschgier, Sorge für die völkischen Notwendigkeiten in nackte Ausbeutung anderer, kühle Realpolitik in dumme Brutalität, kluge Diplomatie in grundsätzliche Verlogenheit verkehrt, oder wenn eine große politische Begabung wie Alkibiades nicht mehr zum heilsamen Führer gedeiht, sondern zum dämonischen Verführer entartet, der sodann zum verratenen Verräter werden muß, weil er nicht mehr mit dem heiligen Öl der Sendung gesalbt ist.

Denn alle diese Verwandlungen setzen genau dann ein, wenn das Innere und Heilige des politischen Lebens, das ungeschriebene Gesetz seines Ursprungs, nicht mehr in ehrfürchtiger Scheu geglaubt wird, dies Gesetz, das doch allein alles Menschentum und Menschentun begrenzend bewahrt und das als das Allgemeine und Dauernde, das es ist, Dingen und

Menschen ihr Maß gibt. Darum erscheint hier Verfall immer als Entartung und äußert sich als Schamlosigkeit, Ehrfurchtlosigkeit, Maßlosigkeit, Gottlosigkeit. Nicht aus der religiösen Aufklärung oder aus der Lockerung der Moral, aus bestimmten Verfassungsänderungen oder dem Fortschritt überhaupt begreift also Thukydides den Verfall; er gibt auch weder einzelnen allein noch der Masse die Schuld, geschweige daß er in Fehlern der Militärs, Dummheiten der Politiker oder auch in unheilvollen Verstrickungen die entscheidenden Ursachen sähe. Dies alles sind Auswirkungen schon oder Beförderungen erst der einen Krankheit, die am Mark des Volkes zehrt und jene geheimnisvolle, ehemals von allen geglaubte und gelebte Macht zerfrißt, die alle Einzelkräfte band und ihre auseinanderdrängenden Triebe zu fruchtbaren Spannungen bändigte. So geht Athen an Athen, Hellas an sich selbst zugrunde, wie alles Geschichtliche schließlich nur durch sich selbst verdirbt; immer dann nämlich, wenn es die Macht seines Ursprunges und seines Aufstieges, seinen ihm inwohnenden Nomos zerstört, indem es ihn nicht mehr glaubt.

Das Gesetz dieses geschichtlichen Prozesses ist der einfache Sinn, den Thukydides aus dem verdeckenden und verwirrenden Durcheinander der von ihm miterlebten Geschichte herausgehoben hat als die Wahrheit dieser Wirklichkeit. Wie hat er diese Sinneinheit darzustellen vermocht?

Auch Thukydides — wie Sophokles, Phidias, Perikles — erfüllt jene der abendländischen Geschichte vielleicht doch nur einmal geschenkte Stunde, da

der angeborene Sinn fürs Ganze und der geschulte Blick ins Einzelne sich in demselben Geiste verbinden können, da Schau des Sehers und Scharfblick des Forschers, Synthesis und Analysis sich nicht nur nicht ausschließen, sondern zusammenwirken, ja sich aneinander steigern; da aus synthetischer Kraft analysiert wird und jede Analyse synthetische Macht hat, weil sie eben bis auf den Einheitsgrund der Wirklichkeiten dringt. Dies ist dem modernen Geist, der sich das Ganze eines geschichtlichen Lebens immer erst aus den beiden Auffassungs- und Gestaltungsweisen von Geschichtsbeschreibung und Geschichtsdeutung zusammenfügen muß, so fremd, daß erst jüngst ein Geschichtsdenker unserer Zeit (K. Breysig) in Thukydides das Musterbeispiel für die bloß deskriptive Art der Historie sah. Aber dies gerade ist die eigentümliche Größe des Geschichtsschreibers Thukydides, daß er deutet, indem er darstellt und nur dadurch, daß er darstellt. Er gibt seinen bedeutenden Stoff so wieder, daß dieser schon durch das, was er bedeutet, ja allein hierdurch sich selber deutet. Weder beschreibt Thukydides lediglich bloß Geschehenes, noch aber schreibt er über Geschichte; er schreibt Geschichte. Indem er von dem einen Sinn, der sich ihm im Geschehen selbst aufgedeckt hat, mächtig erfüllt ist und dieses Sinnenerlebnis durch die langen Jahre seiner Forschung und Darstellung kraftvoll festhält, so daß es nun immer deutlicher zu sich selbst kommt, wirkt sich diese erlebte Sinneinheit in alles was er schreibt, aus, durchwaltet und durchleuchtet es, formt es von dieser inneren Mitte aus. Damit berühren wir die Kraft, die das eigentliche Wesen aller großen Ge-

staltung ausmacht, die vielberufene, doch schwer greifbare innere Form, die wir nun aber, wenn überhaupt an einem Kunstwerk, eben an diesen Geschichtsbüchern beobachten können.

Nur einige Hinweise mögen die Augen dafür öffnen, wie diese Macht der inneren Form ihr stilles Werk tut.

Scheint der Aufbau des Ganzen zunächst nur durch das eintönige Nacheinander der Jahre nach Sommern und Wintern bestimmt zu sein, so fühlt sich der gesammeltere Leser bald von einem lebendigen Rhythmus getragen, der aus dem Sinn des Ganzen fließt: nach kurzem Anstieg bis zum Gipfel der Leichenrede des Perikles sinkt es in langer Linie unaufhaltsam hinab; wie in einer Spirale schwingt es aus dem Punkte des Ursprungs in immer weiteren Kreisen hinaus und hinan, um aus dem Weltkreis des attischen Reiches von dem Augenblicke an abzusinken, da dieser Kreis sich selbst exzentriert, und dafür zusammenzuschrumpfen bis in die Enge der Steinbrüche von Syrakus, in denen eine Weltmacht stirbt. Der scheinbar so gleichmäßige Fluß des Berichtes ist lebendig gegliedert durch den Wechsel von Tempo, Gewicht, Tonfall in An- und Abschwüngen, Rückläufen, breiten Stauungen und jähen Abstürzen, vor allem aber durch die herausstehenden Szenen, in denen ein geschichtlicher Höhe-, Wende- oder Endpunkt sich eindrucksvoll vergegenwärtigt.

Das einzelne der Darstellung erhält, wie wir schon wissen, seine Teilhabe am Ganzen nicht so, daß Thukydides ihm die Bedeutung, die es für das Ganze und aus dessen Sinn heraus hat, ausdrücklich

zuspräche, so daß also Darstellung und Deutung getrennt wären; anderseits wird aber auch von seinen tatsächlichen Sonderheiten nicht abgesehen, so daß nur sein Bedeutendes übrig bliebe, sondern Thukydides will ein jedes in seiner geschichtlichen Einmaligkeit genau und unverfälscht darstellen. Wenn es nun trotzdem den eindeutigen und unwidersprechlichen Eindruck von Typischem macht, so läßt sich das wieder nur aus der inneren Form verstehen, durch die jedes Vergängliche auch hier zum Gleichnis wird.

Und so wirkt die innere Form, als welche die erlebte Sinneinheit ist, durch die Gestalt des Werkes hindurch bis in die Haut seiner Sprache. Jene berühmten, berüchtigten Perioden sind nicht Erweise eines Unvermögens, also von Überwältigung der Formkraft durch die Stoffmasse; sie quillen aber auch nicht aus der Überfülle eines wilden Bildnertriebes in wirre Schnörkel, üppige Überladungen und ungesunde Übersteigerungen über, sondern in ihnen spricht sich je die Sinneinheit einer Tatsachenvielheit aus. Wer den lebendigen Organismus eines solchen Satzungeheuers (keineswegs Satzungenetüms) auffaßt, wozu freilich ein kurzer Atem nicht ausreicht, dem wird jedes dieser Sprachgefüge zum richtigen Abbild und bedeutsamen Sinnbild des ganzen Sachgefüges. Unsere Sprache hat nur im Erzähler Kleist Gleiches aus gleichem Welterleben und gleichem herrischem Gestaltungswillen heraus gewagt und geleistet, wie denn die Periode bei beiden Sprachmeistern nicht mit Nominalbildungen angeschwemmt wird, sondern aus den echten Baukräften der Verben gefügt ist.

Am stärksten indes und am greifbarsten zugleich ist die Macht der inneren Form in den Gebilden am Werke, die modernem Empfinden am ersten auffallen, den vielbewunderten Reden; darum bewundert, daß sie es erstlich sind, die dem Verfasser gestatten, die Zustände, Vorgänge, vor allem natürlich die Personen ihren Sinn selbst sagen zu lassen. Es ist nun auch wirklich großartig, wie in ihnen, bei der monologischen Form, das Wesen der Menschen sich selbst, geradezu oder mittelbar, aufschließt und die wahren Meinungen durch die bewußten oder unbewußten Verfälschungen oder Verbergungen der Aussagen durchbrechen; oder wie in denen der dialogischen Form, da jede Partei in natürlicher Selbstbefangenheit ihr Recht vertritt, in der höchsten Unbefangenheit das dialektische Wesen alles geschichtlichen Rechtes nun nicht etwa vom Historiker als dem unbeteiligten Dritten hinzugesagt wird, sondern sich selbst einzig vermöge der Fügung von Wort und Antwort ausspricht. Aber das letzte, das Thukydides mit diesen Reden wollte, begreift sich erst, wenn wir das geheime Einverständnis bemerken, in dem die verschiedenen Reden miteinander stehen. Wenn Perikles, Kleon, Alkibiades je ihre Politik begründen, so denkt und redet jeder von ihnen aus seiner besonderen Natur heraus zu seiner besonderen Lage und Aufgabe, aber sie alle denken und reden von der einen Thematik und Problematik her und auf sie hin, die das eingeborene Thema der geschichtlichen Problematik Athens ist.

Wenn sich aus dieser einigen Doppelbestimmung heraus dasselbe Motiv abwandelt oder noch groß-

artiger, wenn dasselbe Motiv, ja dieselbe Formulierung laut wird und man doch deutlich hört, wie dieselben Worte nicht dieselbe Bedeutung oder denselben Wert haben — so fühlen wir die eine Unruhe, die das ganze Werk bewegt sowie alles einzelne aus ihrer erregten Mitte heraus bestimmt, und dann sind wir dem Geheimnis der inneren Form am nächsten auf der Spur. Begreifen wir, wie die Verwandlung der Gaben in Gifte als der Vorgang, in dem der Verfall sich abspielt, ja welcher der Verfall ist, sich in den Bedeutungs-, Stimmungs- und Sinnwandel der Worte niederschlägt, so sehen wir die innere Form ihr Werk tun: den dunklen Stoff lichten, seine verwirrende Fülle regeln, sein Chaos organisieren. Der musikalische Moderne möchte sich an das Motivgewebe einer Wagnerpartitur erinnern fühlen, wenn nicht doch das Verfahren Wagners vor der Kunst des Thukydides als allzu deutlich und absichtsvoll erschiene; und so wird man lieber an die geheime Einheit der Sätze einer Beethovensymphonie denken, weil auch hier einzig die eingeborene Macht der tief empfangenen und standhaft ausgetragenen Idee des Ganzen die Einheit wirkt.

Von hier aus erschließt sich nun auch die letzte Tiefe des ganzen Werkes. Jede Rede (und so jedes Ereignis, jede Lage, jede Entwicklung) weist nicht nur über sich selbst und ihre Sonderheit hinaus auf das Allgemeine des Ganzen, sondern sie weist noch über das ganze Werk hinaus auf ein Allgemeines überhaupt. Ist das düstere Gemälde der Tragödie von Kerkyra, das den Vorgang des griechischen Verfalls beispielhaft vergegenwärtigt, nicht außerdem

überzeugendes Bild von Verfall überhaupt, wie in Alkibiades nicht nur die Person gewordene Urgefahr griechischer Politik redet, sondern der ewige Dämon politischer Verführung? Woher rührt der eindeutige und überwältigende Eindruck der Allgemeingültigkeit dieser Darstellung des Peloponnesischen Krieges, dieses doch nur einmal so wirklich gewordenen und nur einmal so möglich gewesenem Ereignisses?

Thukydides selbst gibt uns die Antwort dort, wo er das ganze Unternehmen seines Werkes damit begründet, daß es zeigen solle, „wie es wirklich gewesen ist und also, bei der Natur des Menschen, in Zukunft immer wieder so oder so ähnlich zugehen wird“. Dieser Satz darf nicht oberflächlich mißverstanden werden, als wolle die Darstellung ein billig auszumünzendes und leicht anzuwendendes Lehrbuch der Politik sein. Das selbstverständlich hingegagte „und also“ offenbart uns vielmehr den letzten Grund des Thukydideischen Geschichtsbildes, sein Geschichtsbewußtsein, welches das griechische Geschichtsbewußtsein überhaupt ist, als solches nun aber sich gründlich von unserem Geschichtsbewußtsein unterscheidet. Denn dieses „und also“ entlarvt den unaufhörlichen Wandel des je Einmaligen, der für uns das Wesen von Geschichte ausmacht, als Schein und sagt, daß dies scheinbar immer neue Werden nur Selbstbewegung eines dauernden Seins ist, als welches aber eben vermöge solcher Selbstbewegung lebendiges Sein wird. Wenn wir vorher die synthetische Kraft dieser Analysen daraus verstanden, daß der Betrachter bis in den Einheits-

grund seiner Wirklichkeiten drang, so müssen wir diese Feststellung jetzt dahin erweitern, daß er den Einheitsgrund aller menschlichen, politischen, geschichtlichen Wirklichkeiten meint, dessen unwandelbare Substanz für ihn von vornherein feststeht. So ist ihm die problematische Thematik der attischen, der griechischen Geschichte die ewige, immer wiederkehrende Problematik von Geschichte überhaupt. Weil der Mensch zuletzt immer derselbe ist, werden sich dieselben grundsätzlichen Schwierigkeiten des geschichtlichen Ringens immer wieder erheben, dieselben Grundformen von geschichtlicher Verwirklichung immer wieder herstellen, dieselben Grundverhaltensweisen der einzelnen und der Völker immer wieder zeigen. Wie sehr sich auch die zeitlichen und räumlichen Bedingungen ändern, es gibt, bei der einen bleibenden Natur des Menschen (wobei anzumerken wäre, daß Thukydides dabei, selbstverständlich, immer nur die Menschen seiner Welt meint), eine beständige Gesetzlichkeit des geschichtlichen Lebens. Nicht als ob Thukydides solche Gesetze in Formeln abgezogen hätte oder ein Begriffsnetz von ihnen über die bunte Welt des Geschehens legte. Nein, indem er aus dem Wissen um die Unveränderlichkeit des Menschen den geschichtlichen Dingen auf ihren Grund geht, wird jede psychologische Einzelerkenntnis ein Beitrag zur Anthropologie, jede Beobachtung über das Verhalten bestimmter Gruppen ein Stück Soziologie und alle pragmatischen Verknüpfungen wirken zusammen zu einer Seins- und Wertlehre vom Geschichtlichen überhaupt, ergeben eine Ontologie des Historischen. Die von der Neuzeit immer wieder ge-

suchte oder bestrittene Möglichkeit von Historie als einer allgemeingültigen Wissenschaft ist hier praktisch verwirklicht.

Möglich war das aber nur vermöge des griechischen Geschichtsbewußtseins, das sich uns in jenem „und also“ verraten hat und welches das Ewige im Vergänglichen, das Dauernde im Vorübergehenden, das Sein im Werden findet. Für solches Geschichtsverständnis erhält dann aber jede Bewegung ihr sinngebendes Gesetz dort, wo sie aus dem Sein anhebt, in ihrem Ursprung also, mit dem ihr Ende mitgesetzt ist, so daß sie aus der Erinnerung lebt und in all ihrem Vorwärtsdrängen doch nur ein Kreislauf ist; während für das moderne Geschichtsbewußtsein die Bewegung als Linie auf ein fernes Ziel hin immer weiter von ihrem Anfang fortschreitet, aus der Kraft der Erwartung sich selbst transzendiert und also ihre sinngebende Bestimmung vom Ende der Geschichte her erhält. Antikes Geschichtsbewußtsein ist teleologisch (um nicht zu sagen: archäologisch), modernes aber eschatologisch gerichtet, ob wir es nun in seiner urtümlich christlichen Haltung nehmen oder in jener säkularisierten Umwandlung, in der es das Prinzip der modernen, insbesondere deutschen Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts geworden ist. Dem Griechen Thukydides freilich wäre jede Art solchen eschatologischen Geschichtsbewußtseins als Widerspruch in sich selbst erschienen, da hier ja immer Geschichte von einem Übergeschichtlichen her gedeutet wird und also solche Geschichtsdeutung eben nicht Geschichtsdeutung ist, vielmehr entweder den *deus ex machina* bemühen oder die sinngebende

Kraft des transzendentalen Geistes in Anspruch nehmen muß. Wie denn tatsächlich etwa das aus einem säkularisierten christlichen Geschichtsbewußtsein schließlich abfolgende Wort Schillers, „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie“, der wirklichen Geschichte ihren innewohnenden Sinn, der Wirklichkeit Geschichte ihre Wahrheit abspricht und daher dem Unternehmen des Thukydides den Boden entziehen müßte. Wenn dann aber die Moderne, weil sie diese Folgerung nicht erträgt, eine Gesetzlichkeit des Geschichtlichen naturwissenschaftlich zu begründen sucht (so in aller generalisierenden Historie, wie viele Soziologen oder am großartigsten Spengler mit seiner Kulturmorphologie sie versucht haben), naturalisiert sie das Historische, nimmt dadurch wiederum der Geschichte ihren Eigensinn, der in den anthropologischen Tatsachen von Freiheit und Entscheidung liegt, und führt notwendig in hoffnungslosen Fatalismus.

Thukydides aber hat tatsächlich echte Geschichtsdeutung gegeben, weil er als echter Grieche an die innewohnende Wahrheit dieser wie jeder Wirklichkeit, an den einheimischen Sinn dieses wie alles Seins glaubte. Indem er klaren Blicks die Notwendigkeit des Geschehens erkennt, verliert er die Entscheidung, wodurch der an diese Notwendigkeit ausgelieferte Mensch Geschehen erst zu Geschichte macht, nicht aus dem Auge und sagt ihm, was er als das politische und d. h. im Griechischen geschichtliche Wesen, das er ist, tun kann und soll: lernen, daß seine geschichtliche Welt der Raum ist, wo, im Zusammenwirken der Mächte und Kräfte,

von Schicksal und Entscheidung, der Mensch seinen Sinn vollendet, wenn er den ihm aufgegebenen Sinn seiner geschichtlichen Welt begreift und befolgt, wo er aber seinen Sinn zerstört, wenn er jenen in Verblendung verachtet oder vergißt.

Daß aber dies Geschichtsbewußtsein nicht ausgedachte Lehre, sondern gelebter, erlittener und erkämpfter Glaube ist, daß in ihm das Seinsvertrauen der griechischen Rasse die Geschichte besteht, das beweist Thukydides selber, wenn er mitten im Untergange seiner Polis, seines Volkes, seiner ganzen Welt den Prozeß dieses Untergangs aufzeichnet, damit irgendwann und irgendwo einmal andere Menschen, Völker, Zeiten, Welten aus dieser Krankheits- und Todesgeschichte „lernen“. Indem Thukydides den politischen Verfall seiner Welt in seinem Werke gestaltet, indem also hier einmal der Besiegte die Geschichte schreibt und so das Chaos, das ihn selbst verschlingt und das durch keine politische Tat mehr zu heilen ist, dennoch durch eine Tat des Geistes organisiert — erweist auch er sich als ein echter Sohn noch des tragischen Zeitalters der Griechen.

Thukydides aus Athen hat den Krieg des Peloponnesischen Bundes und der Athener, so wie sie ihn gegeneinander geführt haben, aufgezeichnet. Er hat damit gleich bei seinem Ausbruch begonnen in der Erwartung, daß er groß sein werde und denkwürdiger als alle vorausgegangenen. Dies schloß er aus der Tatsache, daß beide Teile, als sie in den Krieg zogen, mit aller Rüstung auf der Höhe ihrer Kraft standen, und aus der Beobachtung, daß das übrige Griechenland der einen oder der anderen Partei beitrug und zwar zum Teil sofort in der Tat, zum Teil wenigstens in der Absicht. So ist dies denn wirklich die größte Erschütterung geworden nicht nur für die Hellenen, sondern auch für eine Gruppe der Barbaren, ja man kann wohl sagen, für den größten Teil der Menschheit. Die Ereignisse vorher und die noch älteren zu erforschen, war freilich bei dem langen Zeitraum unmöglich, aber aus den Beweisen, die ich bei meinen so weit als möglich ausgedehnten Untersuchungen als glaubwürdig zu befinden hatte, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß da weder in Kriegen noch sonst Bedeutendes vorgekommen ist.

Was die Reden betrifft, die die einzelnen vor ihrem Eintritt in den Kampf oder bereits im Kriege gehalten haben, so war es schwierig, den genauen Wortlaut des Gesprochenen im Gedächtnis zu be-

halten und zwar ebenso für mich, wo ich sie selbst gehört habe, wie für die Gewährsleute, die mir solche von irgendwo andersher berichteten. Wie ich mir habe vorstellen können, daß der einzelne gesprochen haben würde, wenn er das jeweils Erforderliche am besten sagen wollte, wobei ich mich so eng als möglich an den ganzen Sinn des wirklich Gesagten hielt — so wird bei mir geredet. Was aber die Begebenheiten, die im Kriege ins Werk gesetzt wurden, angeht, so habe ich es nicht für meine Aufgabe gehalten, sie niederzuschreiben, wie ich sie auf gut Glück erfuhr, noch auch so, wie ich sie mir allenfalls zurechtlegen konnte, sondern indem ich sowohl den Dingen, bei denen ich selber dabei war, als auch dem, was ich von anderen erfuhr, mit höchstmöglicher Gewissenhaftigkeit im einzelnen bis aufs letzte nachging. Das war ein mühsames Forschen, weil die Augenzeugen jeweils nicht dasselbe über dieselben Ereignisse aussagten, sondern so wie jede Partei in ihrem Gefühl oder ihrem Gedächtnis befangen war. Auf den Leser wird meine Darstellung bei ihrem Mangel an Fabelhaftem wenig unterhaltsam wirken. Wer aber wissen will, wie es wirklich gewesen ist und also, bei der Natur des Menschen, in Zukunft immer wieder so oder so ähnlich zugehen wird — wenn so einer das Buch nützlich findet, so soll mir das genügen. Zum dauernden Besitz der Menschheit, nicht für den augenblicklichen Erfolg bei den Lesern ist es verfaßt worden.

Von den früheren Ereignissen war der Perserkrieg das bedeutendste, und doch fand er in zwei See- und zwei Landschlachten schnell seine Entschei-

dung. Unser Krieg aber zog sich sehr in die Länge und Leiden wurden über Griechenland gehäuft wie niemals sonst in einem gleichen Zeitraum. Nie wurden so viele Städte genommen und verwüstet durch die Barbaren oder durch die kriegführenden Parteien selbst und manche mußten nach ihrer Einnahme sogar die Bewohner wechseln. Nie wurden so viele Menschen aus der Heimat vertrieben und entweder in den Kämpfen selbst oder bei den inneren Unruhen umgebracht. Was man früher nur vom Hörensagen wußte, aber tatsächlich doch wohl selten selber bestätigt gefunden hatte, erwies sich nun als durchaus glaubhaft: Erdbeben, die sich in höchster Stärke über einen großen Teil der Erde erstreckten, Sonnenfinsternisse, die in dichter Folge eintraten als die, von denen aus früherer Zeit berichtet war, oft auch Zeiten großer Dürre mit folgender Hungersnot und schließlich sie, die nicht am wenigsten Schaden anrichtete und einen Teil von Griechenland böse mitnahm: die Pest. Dies alles brach zusammen mit dem Kriege über die Menschen herein. Es begannen ihn aber die Athener und Peloponnesier, indem sie den dreißigjährigen Vertrag lösten, der nach der Einnahme Euboiias geschlossen war. Die Ursachen dieser Lösung und die Streitpunkte beschreibe ich zuerst, damit künftig niemand zu fragen braucht, woraus ein so furchtbarer Krieg in Griechenland entstehen konnte. Für den eigentlichen Grund aber, so wenig auch von ihm gesprochen wurde, halte ich dies, daß die Athener zu mächtig geworden waren, dadurch den Lakedaemoniern Angst machten und sie so in den Krieg trieben. In dem Zeitraum von etwa fünfzig Jahren zwischen

dem Rückzug des Xerxes und dem Anfang unseres Krieges haben die Athener ihre Herrschaft nach außen fester gegründet und sind im Inneren zur Höhe der Macht emporgestiegen. Die Lakedaimonier merkten das wohl, suchten es aber nicht zu hindern oder doch nur in geringem Maße, sondern hielten sich meist ruhig; einmal weil sie von je nicht schnell ohne Not zum Kriege geneigt waren, zum andern weil sie durch Kriege im eigenen Lande gehindert wurden, bis schließlich die Macht der Athener sich deutlich vor ihnen erhob und selbst nach ihren Bündnern ausgriff. Da freilich konnten sie es nicht mehr aushalten, sondern beschlossen, mit allem Nachdruck anzufassen und jene Macht womöglich zu stürzen. So begannen sie den Krieg. Sie selbst hatten sich zwar schon dahin entschieden, daß der Vertrag gebrochen und Athen der schuldige Teil sei, dennoch schickten sie nach Delphi, den Gott zu fragen, ob der Krieg ihnen von Vorteil sein werde. Der gab ihnen, so erzählt man, zur Antwort: Wenn sie den Krieg mit aller Kraft führten, gehöre ihnen der Sieg, und er selbst werde, gerufen oder ungerufen, ihnen beistehen.

Die Mehrheit in Sparta vereinigte ihre Stimmen dahin, die Athener seien bereits im Unrecht und man müsse ihnen auf der Stelle den Krieg erklären. Da aber trat ihr König Archidamos auf, ein anerkannt einsichtiger und besonnener Mann, und redete also:

„Ich habe selbst schon viele Kriege mitgemacht, Lakedaimonier, und meine Altersgenossen unter euch, wie ich sehe, ebenso, so daß keiner von uns gleich der großen Masse aus Unerfahrenheit eben jetzt den Krieg wünscht, weil er ihn für etwas Gutes und Ungefährliches hielte. Daß aber der, über den ihr jetzt berätet, nicht ganz harmlos sein wird, würde jeder von euch finden, der ihn in aller Ruhe überdächte. Denn verglichen mit denen der Peloponnesier und unserer Nachbarn sind unsere Machtmittel ebenso groß und wir sind auch in der Lage, schnell gegen jeden anzurücken. Gegen Männer aber in einem fernen Lande, die außerdem sehr seetüchtig sind und mit allem aufs beste versehen und so reich an persönlichen Mitteln wie Staatsgeldern, an Schiffen, Pferden, Waffen und Kriegsvolk, wie kein einziges Gebiet eines anderen griechischen Staates, und die dazu noch viele steuerpflichtige Bündner besitzen — wie können wir mit denen so leichthin Krieg anfangen und worauf

bauen wir, daß wir uns so unvorbereitet dazu drängen? Auf unsere Flotte? Aber die ist doch schwächer, und wenn wir uns erst üben und gegenrücken, so geht Zeit darüber hin. Oder auf unser Geld? Aber daran fehlt es uns erst recht. Wir haben es weder in der Staatskasse noch sind wir bereit, es aus Eigenem beizusteuern. Leicht könnte einer darauf pochen, daß wir ihnen an Heeresmacht über sind und also ihr Land durch immer neue Einfälle verheeren könnten. Aber die haben noch anderswo Land genug, über das sie Herr sind, und können was sie brauchen auf dem Seeweg einführen. Wollten wir aber schließlich ihre Bündner zum Abfall zu bringen suchen, so müssen wir auch diesen mit Schiffen zu Hilfe kommen, da sie größtenteils Inselbewohner sind.

Was für ein Krieg wird das also sein? Denn wenn wir nicht zur See siegen oder ihnen die Einkünfte wegnehmen, aus denen sie ihre Flotte unterhalten, so tragen wir den größeren Schaden. Dann aber wäre nicht einmal mehr ein schiedliches Abkommen mit unserer Ehre vereinbar, zumal wenn es heißen müßte, wir in erster Linie hätten den Streit angefangen. Daß wir uns nur ja nicht durch die Hoffnung emportragen lassen, der Krieg werde schnell zu Ende sein, wenn wir nur ihr Land verwüsten! Ich fürchte vielmehr, wir werden ihn noch unsern Kindern hinterlassen. So sicher ist es, daß die Athener in ihrem Stolz sich weder von der Rücksicht auf ihr Land bestimmen noch wie Neulinge durch den Krieg einschüchtern lassen.

Nun meine ich keineswegs, wir sollten, als merkten wir nichts, ihre Übergriffe gegen unsere Bündner

zulassen und sie auf ihre Anschläge nicht festlegen. Aber die Waffen sollen wir deswegen nicht gleich ergreifen, vielmehr Gesandte schicken und auch Klage erheben, ohne aber allzu offen mit dem Kriege zu drohen, noch auch nachgiebig zu erscheinen. Inzwischen sollten wir selber rüsten, auch Bundesgenossen heranzuziehen suchen, Hellenen und Barbaren, ob wir von irgendwo Hilfe an Schiffen oder Geld dazubekommen können (denn das ist niemandem zu verdenken, der wie wir von den Athenern bedroht wird, daß er nicht nur Griechen, sondern auch Barbaren zu seiner Rettung herbeiruft) und zugleich unsere eigenen Hilfsmittel ausbauen. Sollten sie unseren Gesandten Gehör geben, so wäre das am besten. Wenn nicht, so gehen zwei oder drei Jahre vorbei und wir können, wenn wir wollen, besser gerüstet gegen sie ziehen. Wenn sie dann unsere Rüstung sehen und unsere Worte dementsprechend klingen, so geben sie vielleicht eher nach, zumal ihr Land dann noch unverwüstet ist und sie bei ihrer Entscheidung auf einen unversehrten Besitz Rücksicht zu nehmen haben. Überhaupt dürft ihr attisches Land nicht anders denn als Pfand behandeln wollen, und zwar um so mehr, je besser es angebaut ist. Ihr müßt es so lange als möglich schonen und dürft sie nicht zur Verzweiflung bringen, da wir sonst um so weniger mit ihnen fertig werden. Denn lassen wir uns durch die Klagen unserer Bündner drängen, ungerüstet ihr Land zu verwüsten, so seht zu, daß wir mit der Peloponnes nicht noch mehr Schimpf und Not erleben. Beschwerden von einzelnen Städten und Personen kann man beheben, ein allgemeiner Krieg aber, wegen

dieser Sonderinteressen begonnen, wobei nicht abzusehen ist, wie er ausgeht — der läßt sich so leicht nicht mit Anstand beilegen.

Auch soll es niemandem als Feigheit erscheinen, daß so viele eine einzige Stadt nicht gleich angreifen. Denn auch jene haben nicht weniger steuerzahlende Bündner und abhängig ist der Krieg nicht so sehr von Waffen wie von Geldmitteln, die den Waffen erst die Wirkung geben, zumal für eine Landmacht im Kampfe gegen einen Seestaat. Sorgen wir also zuerst einmal hierfür, statt uns durch die Reden unserer Bündner vorzeitig aufbringen zu lassen. Sind wir es doch, die den Hauptteil der Verantwortung, so oder so, zu tragen haben und so wollen wir auch unser Teil in Ruhe vorher überlegen.

Des Langsamen und Bedächtigen, das man am meisten an uns tadelt, schämt euch nicht. Wolltet ihr jetzt eilen, so würdet ihr dafür nur zu einem späteren Ende kommen, weil ihr unvorbereitet ans Werk ginget. Zugleich ist es ein seit je freier und hoch angesehener Staat, für den wir verantwortlich sind. Eigentlich bedeutet nur dies Verfahren echte, selbstbewußte Besonnenheit. Denn es ist der Grund, warum allein wir in guten Zeiten nicht das Maß und in bösen weniger als die anderen die Haltung verlieren. Will man uns durch Schmeicheleien zu gefährlichen Unternehmungen reizen, so lassen wir uns nicht durch Eitelkeit gegen unsere Einsicht hinreißen; will man uns aber durch abfällige Redensarten in Zorn bringen, so kann uns das ebensowenig ärgern und von unserer Einsicht abbringen.

Wir sind gute Soldaten und gute Politiker zugleich wegen unserer Selbstzucht. Das eine, weil Ehrgefühl mit Besonnenheit aufs engste zusammengeht, mit Ehrgefühl aber tapferer Sinn; und gute Politiker sind wir, weil man uns zu wenig in feiner Bildung erzog, als daß wir auf die Gesetze herabsehen könnten, zu sehr aber mit aller Härte zur Selbstzucht, als daß wir den Gesetzen den Gehorsam verweigern möchten. Auch verstehen wir zu wenig von unnützen Dingen, um die kriegerischen Anstalten unserer Gegner mit schönen Worten zu bemängeln, aber dann doch nicht entsprechend zu handeln und darauf loszugehen; sondern wir sind überzeugt, daß die Anschläge der Feinde ebensoviel wert sind wie die unsern und daß sich das Schicksal mit seinen Zufällen nicht in Reden auseinanderlegen läßt. Immer aber wollen wir unsere Vorbereitungen tatsächlich so treffen, als ob wir es mit wohlberatenen Gegnern zu tun hätten, und man darf seine Erwartungen nicht auf mutmaßliche Fehler der Feinde aufbauen, sondern auf die eigene unbeirrte Voraussicht. Auch soll man nicht glauben, daß ein Mensch sich vom andern sehr unterscheidet, wohl aber, daß der der Stärkste ist, der im strengsten Zwang erzogen wird.

Diese Übung, die die Väter uns überlieferten und die wir selbst stets mit Nutzen beibehalten haben, dürfen wir nicht preisgeben, auch nicht uns drängen lassen, in der kurzen Spanne eines Tages über so viele Menschenleben und Güter und Städte und über unser Ansehen einen Beschluß zu fassen; sondern in aller Ruhe wollen wir uns bedenken. Das können wir uns bei unserer Macht eher gestatten

als andere. Also: schickt nach Athen Gesandte wegen Poteidaia und auch wegen der Beschwerden unserer Bündner, zumal man dort bereit ist, ein Schiedsverfahren anzunehmen. Wer aber das anbietet, gegen den darf man nicht wie gegen einen Rechtsbrecher ohne weiteres vorgehen. Gleichzeitig aber rüstet zum Kriege. Das ist der beste und für die Gegner schlimmste Entschluß, den ihr fassen könnt.“

So sprach Archidamos. Als letzter trat dann noch Sthenelaidas, einer von den Ephoren damals, auf und ließ sich vor den Lakedaimoniern also vernehmen:

„Wenn wir bei Vernunft sind, werden wir dem Unrecht, das an unsern Bündnern geschieht, nicht zusehen und auch nicht mit der Hilfe für sie warten; denn auch ihre Leiden lassen nicht mehr auf sich warten. Andere haben viel Geld und Schiffe und Pferde, wir haben gute Bündner, die wir den Athenern nicht preisgeben dürfen, wie wir die Sache auch nicht mit Schiedsgerichten und Worten ausfechten können, da man uns ja auch nicht bloß mit Worten kränkt. Vielmehr müssen wir ihnen helfen, schnell und mit aller Kraft. Auch wolle uns keiner belehren, wir die Beleidigten hätten uns zu bedenken; nein, den Übeltätern wäre es zugekommen, die Sache reiflich zu überlegen. Beschließt also, Lakedaimonier, wie es Spartas würdig ist, den Krieg und laßt die Athener nicht noch mächtiger werden. Wir wollen unsere Bündner nicht verraten, sondern mit den Göttern gegen die Übeltäter ziehen.“

Nach diesen Worten ließ er selbst als Ephor in der

Versammlung der Lakedaimonier abstimmen. Dann aber erklärte er, da sie durch Zuruf und nicht durch Stimmsteine ihre Meinung kundgaben, er könne nicht unterscheiden, welcher Ruf der stärkere sei, und in der Absicht, sie recht deutlich ihre Meinung bekennen zu lassen und sie dadurch noch mehr zum Kriege zu reizen, sagte er: „Wer von euch, Lakedaimonier, dafür seine Stimme gibt, daß der Friede gebrochen ist und die Athener im Unrecht sind, soll auf jene Seite treten (wobei er dahin wies), wer aber nicht, auf die andere.“ Da erhoben sie sich und traten auseinander; es ergab sich, daß die große Mehrheit den Frieden für gebrochen erklärte. Darauf riefen sie die Bündner hinzu und eröffneten ihnen, man habe entschieden, die Athener seien im Unrecht, wolle aber auch die Bündner alle zur Abstimmung aufrufen, damit man gegebenenfalls auf gemeinsamen Beschluß den Krieg anfangen. Nachdem das abgemacht war, gingen die nach Hause. Auch die athenischen Gesandten reisten später ab, nachdem sie die Geschäfte, die sie hergeführt, erledigt hatten.

Die Entscheidung der Volksversammlung, daß der Friede gebrochen sei, erfolgte im vierzehnten Jahre (432) des dreißigjährigen Friedens, der nach dem Euboiischen Verträge geschlossen war (445).

Diesen Beschluß, daß der Friede gebrochen und der Krieg unvermeidlich sei, faßten die Lakedaimonier nicht so sehr unter dem Eindruck der Reden ihrer Bündner als vielmehr aus Furcht vor der wachsenden Macht der Athener; sahen sie doch, daß der größte Teil von Hellas jetzt schon in deren Macht war.

Nach längerem Hin und Her von Verhandlungen kam schließlich eine Gesandtschaft aus Lakedaimon nach Athen, die nur noch dies erklärte: „Die Lakedaimonier wollen den Frieden und ihr könnt ihn haben, wenn ihr den Hellenen die Selbstbestimmung gebt.“ Da hielten die Athener eine Volksversammlung, stellten die Sache zur Beratung und beschlossen, ein für allemal die ganze Frage abzuhandeln und zu beantworten. Es traten viele Redner auf und die Ansichten waren geteilt. Dann erhob sich Perikles, des Xanthippos Sohn, damals der erste Mann in Athen, gleich mächtig des Wortes wie der Tat, und redete ihnen so zu:

„Ich halte immer noch an derselben Überzeugung fest, Athener, daß wir den Peloponnesiern nicht nachgeben dürfen, wiewohl ich weiß, daß die Menschen nicht mit demselben Eifer, in dem sie sich zum Kriege bereden lassen, auch bei der Ausführung zu Werke gehen, sondern daß ihre Ansichten sich nach den Wendungen des Geschickes drehen. Und doch sehe ich, daß ich euch auch jetzt nur in ähnlichem und verwandtem Sinne wie bisher raten kann, und ich bin gewiß, daß die von euch, die mir zustimmen, zu den gemeinsamen Beschlüssen stehen werden, auch wenn wir einmal scheitern, wie sie es ja auch nicht ihrer Klugheit zuschreiben würden, wenn wir Erfolg haben. Denn es ist anzunehmen, daß die Wendungen des Schicksals ebenso unberechenbar eintreten wie die Planungen der Menschen. Weswegen wir ja auch dem Zufall die Schuld zu geben pflegen in allem, was sich wider Erwarten ereignet.

Die Lakedaimonier sind zweifellos unsere Gegner,

wie früher, so jetzt erst recht. Es war ausdrücklich festgelegt, bei Streitigkeiten zwischen uns solle ein Schiedsgericht angerufen und angenommen werden und beide Parteien sollten behalten, was sie haben. Aber die haben nie ein Schiedsgericht verlangt, auch nie ein von uns angebotenes angenommen, sondern sie wollten die Streitpunkte lieber durch Krieg als durch Verhandlungen entscheiden. So treten sie auch jetzt wie Herren und nicht wie gleichstehende Kläger auf. Befehlen sie uns doch, von Poteidaia abzustehen, Aigina die Selbstbestimmung zu geben und den Beschluß über Megara aufzuheben. Zuguterletzt kommen gar diese Gesandten da und verkünden offen, wir sollten den Hellenen die Selbstbestimmung geben. Niemand von euch soll aber annehmen, es komme nur um eine Kleinigkeit zum Kriege, falls wir den Beschluß über Megara nicht aufheben sollten, auch wenn sie noch so sehr hervorheben, es gebe keinen Krieg, wenn der Beschluß aufgehoben würde. Nein, laßt nur den Vorwurf sich in eurem Herzen nicht festsetzen, als würdet ihr wegen einer Kleinigkeit Krieg angefangen haben. Denn diese Kleinigkeit schließt die ganze Bewährung und Erprobung eurer Grundsätze ein. Gebt ihr ihnen hierin nach, so wird man euch sofort etwas Größeres aufbürden im Glauben, ihr hättet euch nur aus Angst auch in jenem gefügt. Schlagt ihr die Sache aber mit Festigkeit ab, so stellt ihr ihnen deutlich vor Augen, daß sie euch eher wie ihresgleichen zu behandeln haben.

Auf der Stelle also müßt ihr euch überlegen, ob ihr euch fügen mögt, ehe ihr zu Schaden gekommen

seid, oder ob wir — was ich für das Beste halte — für Krieg sind und bei keinem, großen oder kleinen, Anlaß nachgeben, sondern furchtlos festhalten wollen, was wir besitzen. Denn Knechtschaft bedeutet gleicherweise der größte wie der kleinste Anspruch, den eine Macht, ohne den Rechtsweg zu beschreiten, gegen eine andere gleicher Stellung erhebt.

Daß wir hinsichtlich der Streitkräfte und Hilfsmittel der beiden Parteien nicht die Schwächeren sind, sollt ihr jetzt im einzelnen sehen. Hört zu. Die Peloponnesier sind Leute, die mit eigener Hand ihr Feld bestellen. Geld hat man dort nicht, weder der einzelne noch der Staat. Weiter. Langwierige und überseeische Kriege kennen sie nicht, da sie wegen ihrer Armut immer nur kurze Zeit untereinander Krieg führen. Solche Leute können weder Schiffe bemannen noch Landheere häufig aussenden, weil sie sich dann von ihrem Anwesen entfernen und doch aus dem Eigenen zehren müssen, dazu noch vom Meere abgesperrt sind. Angesammelte Staatsgelder halten Kriege eher durch als aufgezwungene Wehrbeiträge. Der Bauer setzt im Kriege lieber sein Leben als sein Hab und Gut ein, weil er darauf baut, daß er mit jenem allenfalls aus den Gefahren davonkommt, bei diesem aber nicht sicher ist, ob er es nicht schon vorher verzehrt, zumal wenn der Kampf, wie diesmal wahrscheinlich, sich wider sein Erwarten in die Länge zieht.

In einer einzelnen Schlacht können es die Peloponnesier und ihre Bündner wohl mit ganz Griechenland aufnehmen, einen ganzen Krieg aber gegen einen besser gerüsteten Gegner durchzuhalten haben sie nicht die Kraft, solange sie keine ein-

heitliche Bundesgewalt besitzen und daher nicht instande sind, etwas auf der Stelle rasch durchzuführen. Denn da sie alle gleiches Stimmrecht haben, nicht aber desselben Stammes sind, betreibt jeder seinen eigenen Vorteil, weswegen etwas Zweckdienliches so leicht nicht zustande kommt. Da will der eine diesem oder jenem möglichst Abbruch tun, der andere sein Eigentum möglichst wenig in Gefahr bringen. Kommen sie wirklich einmal unter viel Zeitaufwand zusammen, so tun sie die gemeinsamen Angelegenheiten kurz ab, die Hauptzeit aber verhandeln die einzelnen ihre Sonderanliegen. Und jeder bildet sich ein, seine Gleichgültigkeit schade nichts und es werde schon jemand anders für ihn mit vorsorgen; und eben weil alle zumal, jeder für seinen Teil, unter demselben Wahne stehen, merken sie nicht, wie das Ganze zugrunde geht. Die Hauptsache aber ist, daß sie durch den Geldmangel behindert sind, solange sie damit zögern, es rechtzeitig zu beschaffen.

Im übrigen brauchen wir weder ihre Trutzburgen noch ihre Flotte zu fürchten. Denn ein Trutzathen zu bauen, würde ihnen schon unter friedlichen Umständen schwer fallen, geschweige denn in Feindesland und während wir auch unsererseits bauen können. Bringen sie aber wirklich ein Kastell zustande, so mögen sie wohl ein Stück unseres Landes durch Einfälle schädigen und Leute von uns zum Überlaufen verlocken, aber das wird uns doch nicht hindern können, zu Schiff bei ihnen einzufallen, dort Befestigungen anzulegen und mit der Flotte, die doch unsere Stärke ist, Gegenschläge zu führen. Denn mehr Erfahrung haben wir aus dem See-

wesen für den Landkrieg als sie aus dem Landkrieg für das Seewesen. Tüchtige Seeleute zu werden, wird ihnen nicht so leicht gelingen. Denn selbst ihr, die ihr diese Sache doch schon seit den Perserkriegen treibt, seid damit noch keineswegs zu Werke gekommen. Wie sollten denn Bauern, Landratten, zumal wenn wir ihnen durch die ständigen Angriffe unserer großen Flotte keine Möglichkeit zum Üben lassen, darin etwas Bemerkenswertes zustande bringen? Mögen sie es auch einmal mit ein paar Kreuzern aufnehmen, weil eigene Überzahl Unerfahrene übermütig macht — unter dem Druck der großen Flotte müssen sie doch still liegen und bei dem Mangel an Übung werden sie immer rechte Stümper sein, eben darum auch ziemlich ängstlich. Das Seewesen ist ein Stück Kunst wie nur eine, die man nicht nur gelegentlich, wenn es sich so trifft, betreiben kann, sondern im Gegenteil, neben ihr darf nichts anderes Platz haben.

Sollten sie die Tempelschätze von Olympia und Delphi angreifen und versuchen, durch höheren Sold uns unser gemietetes Schiffsvolk abspenstig zu machen, so wäre das freilich schlimm, wenn wir nicht aus uns selbst und unsern Beisassen eine gleichwertige Besatzung bilden könnten. Zum Glück ist das aber der Fall und was die Hauptsache ist, unsere Steuerleute sind Bürger; auch ist das übrige Schiffsvolk bei uns zahlreicher und besser als sonst in ganz Griechenland. Wenn es zum Kampfe kommt, wird wohl keiner unserer Söldner sich entschließen, sein mit uns verbündetes Vaterland preiszugeben, um bei so schlechten Aussichten für ein paar Tage höheren Soldes auf ihrer Seite zu kämpfen.

So oder so ähnlich steht es meines Erachtens bei den Peloponnesiern. Bei uns aber sind nicht nur die dort beanstandeten Umstände nicht gegeben, sondern wir haben ungleich größere Vorteile. Wenn sie mit einem Heere in unser Land einfallen, so greifen wir das ihre zu Schiff an und es ist dann nicht dasselbe, ob ein Teil der Peloponnes verwüstet wird oder ganz Attika. Denn sie haben weiter kein Land, auf das sie zurückgreifen könnten, sie müßten es denn erst erobern. Wir aber haben Land die Menge, auf den Inseln wie auf dem Festlande. Auch ist die See ein mächtiger Schutz. Nehmt einmal an, wir wohnten auf einer Insel. Wer wäre schwerer zu fassen? Auch so müssen wir dieser Lage möglichst nahe zu kommen suchen, das flache Land und unsere Häuser dort darangeben, das Meer und die Stadt behaupten und uns ja nicht aus Ärger mit den Peloponnesiern in eine Entscheidungsschlacht einlassen. Selbst wenn wir siegten, würden wir bald wieder mit einem ebenso starken Feinde zu kämpfen haben. Würden wir aber geschlagen, so ist unser Bund, aus dem wir unsere Kraft ziehen, mitverloren. Denn die bleiben nicht ruhig, wenn wir nicht mehr imstande sind, ihnen mit den Waffen zu kommen. Macht kein Gejammer um Häuser und Felder, sondern nur um Menschenleben. Denn jene Sachen besitzen nicht die Menschen, sondern die Menschen sie. Ja, wenn ich hoffen dürfte, euch zu überreden, so würde ich euch auffordern, gleich selbst hinauszuziehen und sie zu zerstören, um den Peloponnesiern zu zeigen, daß ihr um dieser Dinge willen euch nicht unterwerft.

Noch vieles andere habe ich, das mir Hoffnung auf

Sieg gibt. Nur dürft ihr nicht während des Krieges neue Eroberungen machen und mutwillig selber Gefahren heraufbeschwören wollen. Viel größere Furcht machen mir unsere eigenen Fehler als die Anschläge der Feinde. Doch darüber ein andermal, wenn es soweit ist. Jetzt wollen wir die Gesandten mit folgender Antwort abfertigen: Die Megarer werden wir zu unserem Markt und unseren Häfen zulassen, falls auch die Lakedaimonier die Ausweisung unserer Bürger und unserer Bündner nicht anordnen; weder das eine noch das andere ist ja in den Verträgen verwehrt. Den Städten werden wir die Selbstbestimmung lassen, sofern sie zur Zeit des Bundesvertrages unabhängig waren und auch die Lakedaimonier ihren Städten die Selbstbestimmung zugestehen; nicht zwar nach ihrem, der Lakedaimonier Maß, sondern wirklich nach deren eigenem Ermessen. Schiedsgerichten wollen wir uns vertragsgemäß unterwerfen. Krieg fangen wir nicht an, aber angegriffen setzen wir uns zur Wehr.

Das ist eine Antwort, wie sie sich gehört und für unsere Stadt geziemt. Indes, wissen muß man: der Krieg ist unvermeidlich. Je entschlossener wir ihn aufnehmen, um so weniger werden die Feinde uns aufsitzen. Und: die größten Gefahren bringen am Ende für Volk und jedermann den größten Ruhm. Haben sich doch unsere Väter den Persern entgegengestellt, obwohl sie sich nicht auf solche Macht stützen konnten, sondern sogar ihr Hab und Gut im Stiche lassen mußten. Auch war es mehr ihre Einsicht als Glück und in stärkerem Maße Entschlossenheit als ihre Macht, daß sie den Barbaren zurückgeworfen und Athen auf diese Höhe ge-

bracht haben. Hinter ihnen dürfen wir nicht zurückbleiben, sondern müssen uns der Feinde auf jede Weise erwehren und danach trachten, den Nachkommen den Staat nicht schwächer zu hinterlassen.“

So redete Perikles. Die Athener, überzeugt, daß sein Rat der beste sei, nahmen seine Vorschläge an und antworteten den Lakedaimoniern in seinem Sinne und zu den einzelnen Punkten so, wie er es gefaßt hatte. In der Hauptsache also: sie ließen sich nichts befehlen, seien aber bereit, vertragsgemäß die Beschwerden scheidlich zu regeln unter der Voraussetzung völliger Rechtsgleichheit.

Darauf kehrten die Lakedaimonischen Gesandten nach Hause zurück und die schickten dann auch weiter keine mehr.

Da es sonnenklar war, daß durch den Überfall der Thebaner auf Plataia der Friede gebrochen war, rüsteten die Athener zum Kriege und ebenso rüsteten die Lakedaimonier und ihre Bündner. Nichts Geringes hatten die beiden Parteien im Sinne, sondern mit aller Kraft warfen sie sich auf den Krieg. Sehr begreiflich. Im Anfang faßt ja jeder schärfer zu; überdies machte sich die Jugend, die es damals in großer Zahl in der Peloponnes gab, in großer Zahl auch in Athen, in ihrer Unerfahrenheit sehr gern an den Krieg. Das übrige Hellas insgesamt war in höchster Spannung, da die beiden ersten Mächte gegeneinander zogen. Viele Prophezeiungen gingen um, viele auch wurden von Weissagern verkündet, so bei den Kriegspartnern, so aber auch in den andern Staaten. Dazu war die Insel Delos kurz

zuvor von einem Erdbeben betroffen worden, die früher seit Griechengedenken noch nie gebebt hatte. Das, so sagte und glaubte man, habe seine Bedeutung für die Dinge, die da kommen sollten; wie man auch allem, was sonst derart sich zugetragen, nachforschte.

Die Meinung der Menschen neigte sich aber um vieles mehr den Lakedaimoniern zu, schon weil sie die Freiheit Griechenlands als Losung ausgaben. Alle Welt, einzelne wie Staaten, war nach Kräften bemüht, ihnen mit Wort und Tat behilflich zu sein, und jeder glaubte, der Fortgang der Dinge sei gehemmt, wo er nicht selbst dabei sein könne. So sehr waren die meisten auf die Athener erbittert, die einen in der Absicht, ihre Herrschaft abzuschütteln, die andern in der Furcht, unter ihre Herrschaft zu geraten. Mit solchem Rüsten und Planen drängte man zum Kriege.

Als die ganze spartanische Heeresmacht versammelt war, berief Archidamos, der König der Lakedaimonier, der in diesem Unternehmen den Oberbefehl führte, die Feldhauptleute aller Städte, die ersten Beamten, und die ansehnlichsten Männer zu einer Versammlung und sprach zu ihnen folgendermaßen: „Männer aus der Peloponnes und Bündner! Unsere Väter sind schon oft in der Peloponnes und auch auswärts zu Felde gezogen; und die Älteren von uns selbst haben schon mehr Kriege mitgemacht. Doch nie sind wir mit größerer Streitmacht zu Felde gezogen als diesmal. Wir ziehen aber jetzt auch gegen eine mächtige Stadt und darum rücken wir auch so zahlreich und mit den besten Kräften aus. So darf ich erwarten, daß wir uns nicht schlech-

ter erzielen als die Väter, auch nicht hinter unserem eigenen Ruhme zurückbleiben. Denn ganz Hellas blickt mit Spannung auf diese unsere Unternehmung und, aus Haß gegen Athen uns gewogen, wünscht es uns, wir möchten erreichen, was wir im Sinne haben. Indessen, wenn es manchen dünkt, wir rückten mit Übermacht an, und es sei so gut wie sicher, daß die Gegner den Kampf mit uns nicht wagen, so dürfen wir deswegen nicht weniger kampfbereit marschieren. Vielmehr muß jeder Stadthauptmann und jeder Soldat zu seinem Teile immer auf Gefahr gefaßt sein. Denn im Kriege weiß niemand, was kommt, und so ein Angriff erfolgt meist plötzlich und in Aufregung. Schon oft hat die kleinere Schar, wenn sie achtgab, eine Übermacht glücklich zurückgeschlagen, weil die es für unter ihrer Würde hielt, in Bereitschaft zu sein. In Feindesland muß man stets mit schlagfertigem Geiste marschieren, für die Tat aber muß man sich vorsorglich schon vorher gerüstet haben. Denn so hat man gegenüber dem Feinde für den Angriff den besten Mut, für die Abwehr den besten Schutz. Wir ziehen aber auch durchaus nicht gegen eine Stadt, die nicht die Macht hätte, sich zu wehren, sondern gegen eine, die mit allem aufs beste gerüstet ist, daher man durchaus erwarten muß, daß sie sich zur Schlacht stellt. Wenn sie auch bisher nicht aufbrachen, da wir ihnen noch nicht nahe sind, so werden sie es ganz gewiß tun, wenn sie uns erst in ihrem Lande ihr Hab und Gut sengen und brennen sehen. Denn wer das noch nie erlebte, hat es mit der Wut, wenn er es nun mit eigenen Augen zu sehen bekommt; und je weniger einer ruhige

Überlegung gewöhnt ist, um so schneller reißt ihn die Wut zur Tat. Bei den Athenern ist das natürlich noch eher zu erwarten, da sie es durchaus in der Ordnung finden, über andere zu herrschen und fremdes Land durch Einfälle zu verwüsten, um so weniger aber, das eigene Land verwüstet zu sehen. Weil ihr also gegen eine solche Stadt zieht und die euren Vorfahren und euch selbst je nach dem Ausgang größten Ruhm oder größte Schande bringt, so haltet vor allem auf Ordnung und Wachsamkeit und befolgt scharf alle Befehle. Denn nichts ist schöner und unerschütterlicher, als wenn viele sich einer einzigen Ordnung fügsam zeigen.“

Im Winter des Jahres 431 veranstalteten die Athener nach der Väter Brauch das Staatsbegräbnis für die ersten Gefallenen des großen Krieges. Die Gebeine der Gefallenen bahren sie drei Tage lang in einem eigens errichteten Zelte auf. Da mag jeder seinem Toten eine Liebesgabe bringen. Wenn der Trauerzug beginnt, werden Särge aus Zypressenholz, für jeden Gau einer, hinausgefahren. Darin sind die Gebeine aller gefallenen Gaugenossen. Eine leere, teppichbedeckte Bahre führt man für die Vermißten mit, die nicht zu bergen waren. Mitgehen bei der Bestattung kann jeder, der will, Bürger und Fremde. Auch die verwandten Frauen sind dabei für die Totenklage. Die Beisetzung erfolgt in der Staatsgruft, die in der schönsten Vorstadt von Athen liegt und in der sie immer ihre Gefallenen beisetzen (mit Ausnahme der Marathonkämpfer; denen richteten sie als Zeugnis ihrer einzigartigen Tapferkeit auf dem Schlachtfeld selbst das Grab). Haben sie sie feierlich mit Erde bedeckt, so hält ein von der Regierung bestimmter Mann, der im Rufe einiger Einsicht und Verständigkeit steht und bedeutenderes Ansehen genießt, auf die Gefallenen eine angemessene Rede. Darnach geht man nach Hause. So verläuft die Beerdigung und den ganzen Krieg hindurch, so oft eine stattfand, hielten sie

sich an den Brauch. Bei diesen ersten Gefallenen nun war Perikles, der Sohn des Xanthippos, zum Redner bestimmt. Als es so weit war, trat er vom Grabmal vor auf eine hohe Bühne, damit er möglichst weit in der Masse zu hören sei, und hielt folgende Rede:

„Die meisten von denen, die hier schon gesprochen haben, loben den, der unserer Feier diese Rede zugefügt hat, da es ein schöner Gedanke sei, auf die Kriegsgefallenen öffentlich zu sprechen. Meinem Gefühl indes hätte es genügt, Helden der Tat auch nur durch eine Tat öffentlich zu ehren, zum Beispiel durch solch ein Staatsbegräbnis; nicht aber sollte man durch einen einzigen Mann die Heldentaten vieler Männer in ihrer Glaubhaftigkeit gefährden, je nachdem ob er gut oder schlecht spricht. Denn schwer ist es, im rechten Maß über einen Gegenstand zu reden, bei dem man kaum auch nur den Eindruck, daß es wirklich so war, in den Zuhörern befestigen kann. Denn wer von ihnen mit dabei war und mit dem Herzen bei der Sache ist, der wird leicht die Darstellung ein wenig kümmerlich finden im Vergleich zu dem, was er erwartet und weiß; und wer es nicht mitgemacht hat, wird manches aus einem Neidgefühl heraus für übertrieben halten, wenn er nämlich etwas hört, was über seine Kraft geht. Denn nur so weit verträgt der Mensch das Lob fremder Leistungen, als er selbst sich imstande glaubt, etwas von dem Gehörten zu leisten. Was darüber hinausgeht, dem schenkt er aus Neid schon keinen Glauben. Nachdem nun aber einmal unsere Vorfahren es so gehalten wissen wollten, muß auch ich, dem Brauche folgsam, versuchen,

Wunsch und Erwartung eines jeden von euch zu treffen, so gut ich kann.

Beginnen will ich vor allem mit unseren Vorfahren. Ist es doch nur recht und passend zugleich, in solcher Stunde diese Ehrenschild des Gedenkens abzustatten. Denn mit diesem Boden dauernd verbunden, haben sie seine Freiheit in steter Folge von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag durch ihre ausgezeichnete Tüchtigkeit vererbt. Sind so schon die Ahnen des Ruhmes wert, so noch mehr unsere Väter. Denn hinzuerworben haben sie zu dem Ererbten, was wir jetzt besitzen, das Reich — und wahrlich nicht ohne Mühe! —, um es unserem Geschlechte zu hinterlassen. Noch stärker haben dann wir selbst, die jetzt Lebenden und am stärksten in der jetzigen Generation der Männer es gemehrt, indem wir die Polis mit allem Nötigen rüsteten, so daß sie für Krieg und Frieden ganz auf sich selbst stehen kann.

Von den Kriegstaten, denen wir unseren Besitz im einzelnen verdanken (ob wir nun selbst oder unsere Väter einen aufziehenden Krieg von Barbaren oder Hellenen entschlossen abwehrten), ein großes Gerede zu machen, ist nicht meine Absicht. Ihr kennt sie und ich will das lassen. Welche Haltung uns aber zu solcher Leistung befähigte, welche Verfassung sie ermöglichte, welche Gesinnung ihre Größe wirkte, das will ich zunächst darlegen und dann erst mich zum Preise der Gefallenen wenden. Denn ich glaube, eine solche Darstellung ist hier nicht fehl am Platze, aber auch für die ganze Versammlung, Einheimische und Fremde, nützlich zu hören.

Wir haben eine Verfassung, die nicht den Satzungen

gen unserer Nachbarn nachgebildet ist. Viel eher sind wir selbst für andere ein Muster, als daß wir andere nachahmten. Mit Namen heißt sie, weil sie nicht Sache weniger, sondern der großen Mehrzahl ist, Volksherrschaft. Und in der Tat sind vor dem Gesetz hinsichtlich ihrer persönlichen Belange alle Bürger gleich. Was aber die öffentliche Geltung, das Ansehen des einzelnen meine ich, betrifft, so gibt nicht Zugehörigkeit zu einer höheren Schicht, sondern nur persönliche Tüchtigkeit den Vorzug im Gemeinwesen, wie auch Armut und bescheidene Herkunft einen leistungsfähigen Bürger nicht vom politischen Erfolg ausschließen.

In freiem Geist ordnen wir das Gemeinwesen und ebenso die Mißhelligkeiten, wie sie der tägliche Verkehr miteinander bringt, indem wir uns nicht über den Nachbarn erboßen, wenn er sich einmal ein Vergnügen erlaubt, und auch nicht gleich Strafbestimmungen erlassen, die zwar keinen Schaden anrichten, aber sich ärgerlich ausnehmen. Wie wir unseren persönlichen Verkehr ohne Lästigkeit gestalten, so hüten wir uns im öffentlichen Leben vor Rechtsbruch, hauptsächlich aus heiliger Scheu, da wir auf die jeweilige Obrigkeit und auf die Gesetze hören, am meisten auf die, die zu Nutz und Frommen der Bedrückten gegeben sind, sowie auf jene ungeschriebenen, deren Übertretung nach allgemeinem Urteil Schande bringt.

Weiter! Auch für geistige Ausspannung nach des Tages Last haben wir reichlich gesorgt durch öffentliche Spiele und religiöse Feste, wie sie das ganze Jahr hindurch Brauch sind, aber auch durch angemessene häusliche Veranstaltungen, die den Alltag

erheitern und Trübsal verscheuchen. Obendrein zieht die Großstadt aus aller Welt was es Schönes gibt herein und die Erzeugnisse der Fremde stehen uns zum Genuß daheim ebenso bequem zur Verfügung wie die Früchte des eigenen Landes.

Auch in Wehrfragen halten wir es anders als unsere Gegner. Unsere Stadt steht allen offen und es kommt nicht vor, daß wir einen Fremden durch Ausweisung von einer Wissens- oder Sehenswürdigkeit ausschließen, die, nicht geheimgehalten, einem unserer Feinde nützen könnte. Und wir tun das, weil wir nicht so sehr auf die technischen Rüstungen und listigen Überraschungen vertrauen als auf den Geist der Tat, der von uns ausgeht.

Und ebenso in den Formen der militärischen Jugend-erziehung. Während jene durch harten Drill schon von Kindesbeinen an auf Mannhaftigkeit abrichten, treiben wir es zwanglos, gehen aber darum nicht weniger entschlossen in die gleichen Gefahren. Beweis dafür: die Lakedaimonier ziehen nie allein für sich gegen unser Land, sondern nur mit dem Aufgebot ihrer Gesamtmacht; wir dagegen gehen allein gegen die Feinde in der Nachbarschaft an und gewinnen auch im Kampf auf fremdem Boden gegen Truppen, die für ihre Heimat fechten, ohne große Mühe meist den Sieg. Auf unsere versammelte Macht ist noch nie ein Feind gestoßen, weil wir Flotte und Landheer zugleich besorgen und an viele Punkte des Reiches verschicken müssen. Wenn sie es aber einmal mit einem Bruchteil von uns zu tun haben und dabei vielleicht ein paar Athener überrennen, dann schreien sie, sie hätten unsere ganze Macht geworfen; werden sie aber geschlagen, so

sind sie immer unseren Gesamtkräften unterlegen. Jedenfalls, wenn wir mehr auf schneidigen Sinn als auf harten Drill und weniger auf befohlenen als auf angeborenen Mut für den Ernstfall rechnen, so sind wir dadurch nur im Vorteil; denn wir plagen uns nicht früher als nötig für die kommende schwere Zeit ab und sind doch nicht weniger entschlossen, wenn sie da ist, als die, die sich immer schon abmühen.

Aber unsere Stadt verdient noch in anderer Beziehung Bewunderung. Wir lieben die Kunst und wahren das Maß, wir lieben die Wissenschaft und verlieren nicht den Halt. Reichtum dient uns zum Wirken und Schaffen, nicht zum Prunken und Rafften. Armut braucht man nicht zu verbergen; sie schändet nicht. Wohl aber bringt es Schande, wenn einer sie nicht durch der Hände Arbeit zu überwinden trachtet. Die gleiche Sorge gilt bei uns dem Hauswesen und dem Gemeinwesen, und wenn einer seine Berufsgeschäfte betreibt, so läßt er darum die Politik nicht aus dem Auge. Wir sind nämlich die einzigen, die den, der gar keinen politischen Anteil nimmt, nicht für einen Unnutz, sondern für einen Nichtsnutz halten. Die sachliche Entscheidung über die politischen Fragen treffen wir selbst, wie wir sie auch selbständig durchdenken. Denn nicht schadet nach unserer Überzeugung das Wort der Tat, im Gegenteil bringt es Schaden, wenn man ohne klärende Aussprache zur notwendigen Tat schreitet. Denn auch dies ist uns eigen, daß Entschlossenheit und Besonnenheit sich bei allem, was wir anfassen, vollkommen vereinen, während die anderen Unkenntnis dreist, Überlegung bange macht. Die

größte Seelenstärke billigen wir mit Recht denen zu, die ganz klar sehen, was sie zu fürchten und zu hoffen haben, und gerade deswegen sich keiner Gefahr versagen.

Auch durch unser vornehmes Verhalten stehen wir in Gegensatz zu den meisten. Nicht durch Nehmen, sondern durch Geben stiften wir unsere Freundschaften. Ein festerer Freund ist, wer Gutes tut, insofern er den Beschenkten durch dauernde Güte sich verpflichtet zu halten sucht. Der Verpflichtete aber ist unzuverlässiger, weil er sich bewußt ist, daß er das Gute nicht aus freiem Herzen, sondern wie eine Schuld erstatten wird. Wir allein helfen ohne ängstliche Bedenken, weil wir nicht der Bezahlung nachrechnen, sondern uns an unsere adelige Gesinnung halten.

Um alles in einem zu sagen: unsere Stadt im ganzen ist Griechenlands hohe Schule, jeder einzelne Bürger bei uns scheint mir mit seiner Person allen möglichen Anforderungen des Lebens und dazu noch mit höchster Gewandtheit und Anmut gewachsen zu sein.

Und daß das kein Prunk von Redensarten für die Feierstunde sondern die Wahrheit der Tatsachen ist, zeigt die Macht der Stadt, die dieser Geist uns geschaffen hat. Sie ist die einzige von allen, die stärker ist als ihr Ruf, wenn sie jetzt in den Entscheidungskampf geht; sie die einzige, von der geschlagen zu werden, den Feind und Angreifer nicht bedrückt, von der regiert zu werden, den Untertan nicht entehrt und beleidigt. Mit weit sichtbaren Spuren und lebendig bezeugt breiten wir unsere Macht vor der Bewunderung der Zeitgenossen und

der Nachwelt aus. Wir brauchen keinen Homer als Herold unserer Taten noch sonst einen Sänger: Verse mögen im Augenblick betören, aber schließlich werden die unverdeckten Tatsachen das dichterische Bild zerstören. Nein! Wir haben alles Meer und Land durch unsere Kühnheit mit Gewalt erschlossen und überall Erinnerungen, im Bösen und im Guten, in unseren Siedlungen für die Ewigkeit gepflanzt.

Das ist die Stadt, die diese Edlen sich nicht nehmen lassen wollten; für sie haben sie gekämpft, sind sie gefallen. Und unter den Überlebenden ist bestimmt keiner, der nicht entschlossen wäre, alles für sie zu leiden.

Deswegen habe ich denn auch mich mit der Stadt des längeren befaßt. Ich wollte euch eine Lehre geben, daß der Kampf für uns um etwas ganz anderes geht als für die, die nichts Ähnliches besitzen; und zugleich wollte ich den Ruhm der Männer, auf die ich hier rede, sichtbar aufweisen. Das Größte davon ist schon gesagt. Denn worum ich die Stadt gepriesen, das haben sie und alle unsere Helden ihr herrlich erwiesen und es gibt unter den Hellenen nicht viele, bei denen so wie bei uns preisendes Wort und gepriesene Tat einander die Waage halten.

Ein Ende wie das ihre, war es nun erste Verheißung oder letzte Besiegelung, scheint mir echtes Mannestum zu offenbaren. Denn auch bei denen, die sonst nicht gerade die Besten waren, löscht gerechterweise der Mut, den sie auf dem Schlachtfelde für ihr Vaterland bewiesen haben, alles andere aus. Durch Heldentaten haben sie Untaten getilgt und

also dem Gemeinwesen mehr genützt als früher in ihrem bürgerlichen Leben geschadet. Keinen Reichen unter ihnen hat der Genuß, den das Leben ihm noch zu bieten hatte, in seiner Pflicht weich gemacht; aber auch kein Armer, der hoffte, vielleicht noch einmal reich zu werden, wenn er dem Tod entginge, hat sich um einen Aufschub des Furchtbaren bemüht. Die Züchtigung des Feindes lag ihnen mehr am Herzen als ihr Leben und weil sie von allen Gefahren den Kampf als die schönste ansahen, war es ihr Wille, mit ihm den Feind zu züchtigen und die Zukunft zu erjagen. Den Erfolg, den niemand kennt, gaben sie der Hoffnung anheim; für die Tat, die ihnen klar vor Augen stand, wollten sie auf sich selbst bauen. Da sie gerade darin, in Kampf und Tod, ein herrlicheres Los sahen als in Flucht und Rettung, entgingen sie dem schmähligen Los der üblen Nachrede. Den Kampf bestanden sie mit Leib und Leben und ein ganz kurzer Augenblick, der zugleich Blüte und Frucht ihres Schicksals war, nahm sie aus ihrem Ruhmesrausch, nicht aus Todesangst hinweg.

So wurden sie als echte Kinder ihres Volkes die Helden, die sie sind. Die Überlebenden mögen um ein weniger gefährdetes Dasein beten, einen weniger entschlossenen Wehrwillen dürfen sie nicht haben wollen. Nicht weil sie nur seinen Nutzen klug bedenken — darüber könnte euch, die ihr das schon von alleine wißt, einer eine lange Rede halten, wieviel Nutzen im Wehrgedanken liegt —, sondern vielmehr weil sie die Macht des Vaterlandes im täglichen Wirken bedenken und immer leidenschaftlicher umfassen. Und wenn sie euch groß dünkt, so

werdet dessen inne, daß entschlossene Männer, die das Notwendige erkannten und nach dem Gebot der Ehre handelten, das alles errungen haben; und die, wie oft auch Fehlschläge sie trafen, darum doch nicht dem Vaterland ihren Mannesmut entziehen wollten, sondern die als herrlichstes Opfer sich selbst ihm hingaben. Fürs Ganze gaben sie ihr Leben und gewannen dafür, jeder einzelne, nie welkendes Lob und ein Grab, das weithin leuchtet — ich meine nicht das, in dem sie ruhen, sondern jenes, in dem ihr Ruhm für jeden guten Anlaß, ihrer in Wort und Tat zu gedenken, zur ewigen Erinnerung hinterlassen ist.

Ruhmvoller Männer Grab ist die ganze Erde und nicht nur die Inschrift an der heimischen Säule kündigt sie. Nein, auch in der weiten Welt lebt ungeschrieben in jedem Herzen ein Gedenken mehr noch ihres Wesens als ihres Werkes.

Ihnen müßt ihr jetzt nacheifern und wissen: Glück ist Freiheit, Freiheit Entschlossenheit; dann schaut ihr nicht mehr ängstlich nach Kriegsgefahr aus. Denn wer ein elendes Dasein ohne Hoffnung auf Besserung lebt, hat keinen rechten Grund, sein Leben einzusetzen; wohl aber der, dem noch der Umschwung ins Gegenteil droht, wofern der Unterschied gewaltig ist, falls ihn ein Schlag trifft. Denn schmerzlicher ist für einen Mann von Stolz das durch Feigheit verschuldete Elend als der Tod, den er nicht spürt, wenn er ihn mitten im Hochgefühl der Kraft und der völkischen Hoffnung erreicht. Deshalb will ich auch euch Eltern unserer Helden, die ihr zugegen seid, nicht beklagen, sondern trösten. Wißt ihr doch selbst, daß das Leben unter vielfäl-

tigen Schicksalsschlägen verläuft, und Menschen-glück gibt es nur so, daß der Schlag, der uns trifft, uns höchste Ehre macht, wie das für diese jetzt im Tode, für euch in der Trauer der Fall ist; nur wenigen ist im Leben soviel Glück wie Leid zugemessen. Schwer, sicherlich, ist es, euch zu bereden, daß ihr euch nicht nach jenen bängen sollt, an die ihr oft genug noch euch erinnern müßt, wenn ihr andere in einem Glücke seht, in dem auch ihr einst strahltet. Es schmerzt ja nicht, wenn man ein Glück entbehrt, das man nicht erfahren hat, wohl aber, wenn man eines genommen bekommt, an das man gewöhnt war. Aufrichten also muß sich, auch schon an der Hoffnung auf neue Kinder, wer noch jung genug ist, Kinder zu zeugen. Manche Familie werden die nachwachsenden Kinder die verlorenen vergessen lassen und dem Staat wird es doppelt nützen: daß er nicht entvölkert wird und daß er seine Sicherheit behält. Es ist ja doch nicht möglich, daß einer auf Gleich und Recht mit den Mitbürgern rate, der nicht wie die andern auch im Ernstfall Kinder daran zu wagen hat. Soweit ihr aber über das Zeugungsalter hinaus seid, nehmt es als Gewinn, daß der längste Teil eures Lebens im Glücke stand, und den kargen Rest macht euch leicht durch den Ruhm eurer Toten. Denn das Ehrgefühl allein altert nicht und im unnützen Greisenalter ist nicht das Geld, wie manche sagen, der letzte Genuß, sondern die Ehre.

Euch Söhnen, die ihr zugegen seid, oder Brüdern der Gefallenen, sehe ich einen schweren Wettkampf bevorstehen. Denn die Toten pflegt jeder zu preisen und nur mit Anstrengung werdet ihr jene selbst bei

einem Übermaß von Leistung erreichen; etwas werdet ihr immer hinter ihnen zurückstehen. Der Lebende nämlich wird bei jedem Wettbewerb mit Mißgunst betrachtet; was aber nicht mehr im Wege steht und nichts mehr streitig macht, dem läßt man willig seine Ehre.

Wenn ich auch der weiblichen Aufgaben all der Witwen gedenken soll, so will ich in kurzer Mahnung alles aufzeigen. Eurer Frauenart nichts zu vergeben, sei euer großer Ruhm, und die zu sein, von der am seltensten in Lob oder Tadel unter den Männern die Rede ist.

So hätte auch ich in einer Rede nach dem Brauch gesagt, was ich vorzubringen hatte. In der Tat sind sie schon durch dies Begräbnis geehrt sowie dadurch, daß die Stadt ihre Söhne von nun an bis zur Mannbarkeit aufzieht und so den Gefallenen wie den Überlebenden einen wertvollen Siegeskranz für solche Kämpfe aussetzt. Wo der Mannhaftigkeit der höchste Preis gilt, in dem Staate wird es auch die besten Bürger geben.

Jetzt weint euch aus am Grabe eurer Lieben und dann begeht euch ein jeder nach Hause.“

So verlief die Leichenfeier in diesem Winter und mit seinem Ablauf ging das erste Jahr (431) des Krieges zu Ende.

Gleich zu Beginn des folgenden Sommers (430) fielen die Peloponnesier und ihre Bündner wieder mit zwei Dritteln ihrer Macht, wie schon das erste Mal, in Attika ein. Den Oberbefehl führte Archidamos, des Zeuxidamos Sohn, König der Lakedaimonier. Sie bezogen ein Lager und verheerten das

Land. Noch waren sie erst wenige Tage in Attika, als sich die ersten Anfänge der Pest in Athen zeigten. Sie soll auch früher schon oft ausgebrochen sein, hatte aber seit Menschengedenken nie so furchtbar gewütet und so viele Opfer dahingerafft. Denn die Ärzte vermochten nichts dagegen, da sie zunächst, ohne die Krankheit zu erkennen, behandeln mußten; sie selbst starben vielmehr am meisten weg, weil sie ja am meisten mit ihr in Berührung kamen. Auch keine andere Menschenkunst wollte helfen. Alles Beten in den Tempeln, alles Orakelbefragen und dergleichen, alles war nutzlos und schließlich unterließ man es und ergab sich ins Schicksal.

Entstanden soll die Krankheit zuerst in Äthiopien sein oberhalb Ägyptens, dann stieg sie nach Ägypten und Libyen hinab und in viele Länder des Perserkönigs. In Athen fiel sie plötzlich ein und zwar ergriff sie zunächst im Hafen die Menschen, weswegen es auch hieß, die Peloponnesier hätten Gift in die Zisternen geworfen; Quellbrunnen gab es nämlich dort noch nicht. Später kam sie auch in die Oberstadt und nun ging das Sterben erst recht an. Mag nun jedermann, Arzt oder Laie, über sie seine Meinung äußern, woher sie wahrscheinlich gekommen und welche Gründe zu ihrer Erklärung ausreichen; ich für meine Person will nur angeben, wie sie verlief, und sie so schildern, daß einer, wenn sie einmal wiederkommt, genug von ihr weiß, um sie auf Grund der Symptome nicht zu verkennen. Ich kann das, da ich sie selbst gehabt, auch selber andere, die erkrankt waren, beobachtet habe.

Es steht allgemein fest, daß das Jahr in bezug auf

die andern Krankheiten gerade ein besonders gesundes war. So aber einer irgendwie erkrankt war, dann schlug alles in diese Krankheit um. Die andern jedoch befiel ohne jede sichtbare Ursache, sondern ganz plötzlich bei voller Gesundheit zuerst starke Hitze im Kopf, ferner Rötung und Entzündung der Augen. Die inneren Organe, Schlund und Zunge, waren gleich blutig gerötet, der Atem ging widerlich und übelriechend. Im nächsten Stadium sodann kam Niesen und Heiserkeit und binnen kurzem stieg das Übel bei starkem Husten in die Brust hinab. Wenn es sich auf den Magen setzte, drehte es ihn um und es erfolgten alle Arten von Entleerungen der Galle, für die die Ärzte Namen haben, unter großen Schmerzen. Die meisten befiel ein leeres Würgen, das wieder einen heftigen Krampf nach sich zog, der bei den einen sich bald legte, bei den andern aber viel später. Die Haut außen fühlte sich nicht übermäßig warm an, war auch nicht blaß, sondern leicht gerötet, wie blutunterlaufen und mit kleinen Pusteln und Geschwüren übersät. Inwendig aber war eine solche Glut, daß man nicht einmal die Berührung ganz dünner Gewänder oder des feinsten Leinens aushalten konnte noch überhaupt etwas anderes als Nacktheit, sondern sich am liebsten in kaltes Wasser gestürzt hätte (und viele taten das auch, wenn sie nicht bewacht waren, und sprangen in die Zisternen), von Durst unaufhörlich gepeinigt. Auch war es gleichgültig, ob einer viel oder wenig trank. Unruhe und Schlaflosigkeit quälten immerzu. Der Körper selbst welkte nicht, wie lange die Krankheit auch anhielt, sondern leistete dem Verfall unerwarteten Widerstand, so daß die

meisten noch ziemlich bei Kräften erst am siebten oder neunten Tage an innerem Brande eingingen. Kamen sie davon, so stieg die Krankheit in den Unterleib hinab, es bildeten sich dort große Geschwüre, zugleich trat unstillbarer Durchfall ein und dann starben sie meist deswegen an Entkräftung. Denn das Übel wanderte durch den ganzen Körper von oben an, wo es sich zuerst im Kopfe festsetzte. Hatte einer das Schlimmste überstanden, so ließ der Anfall zum mindest an seinen Extremitäten dauernde Spuren zurück. Er warf sich nämlich auf die Schamteile, die Finger und die Zehen. Viele die davorkamen, büßten diese Körperteile, bisweilen auch die Augen ein. Manche konnten auch gleich nach dem Aufstehen sich an nichts mehr erinnern und kamen so weit, daß sie nichts mehr von sich und ihren Angehörigen wußten.

Von jeder Beschreibung spottende Art der Seuche zeigte sich schon darin, daß sie mit einer Gewalt auftrat, die über die menschliche Natur ging. Wie gänzlich verschieden von allen bekannten Krankheiten sie war, ergibt sich aber besonders aus folgendem: Vögel und Vierfüßler, die sonst von Leichen fressen, gingen entweder an die vielen unbedingten Toten gar nicht heran oder verendeten, wenn sie davon fraßen. Beweis dafür ist das auffällige Verschwinden solcher Vögel; man sah sie überhaupt nicht mehr und auch nicht mehr in der Nähe einer Leiche. Am deutlichsten war dies Eingehen bei den Hunden zu beobachten, die ja in Gesellschaft der Menschen leben.

Dies also war, wenn man vieles andere Seltsame beiseite läßt, wie es dem einen oder anderen im

einzelnen noch besonders zustieß, das eigentümliche Gesamtbild der Krankheit. Daneben blieben alle anderen Krankheiten in jener Zeit aus. Was davon vorkam, schlug in diese um. Sie starben alle dahin, die einen ohne Pflege, die andern trotz der besten Wartung. Man kam auch, ist zu sagen, auf kein einziges Mittel, dessen Anwendung unter allen Umständen geholfen hätte. Was dem einen nützte, gerade das schadete dem andern. Die körperliche Verfassung an und für sich genommen, machte es bei dieser Krankheit keinen Unterschied, ob einer kräftig oder schwächlich war, sondern alles raffte sie dahin, wie man sich auch behandeln ließ. Das Furchtbarste an dem ganzen Elend war die Mutlosigkeit, sobald sich einer krank fühlte (denn dann überließen sie sich gleich der Hoffnungslosigkeit, gaben sich selbst erst vollends auf und leisteten keinen Widerstand), sowie daß sie sich der eine am andern bei der Pflege ansteckten und dahinstarben wie das Vieh. Und das gerade hatte die meisten Verluste zur Folge. Denn entweder vermied man aus Angst, einander zu besuchen — dann kamen sie in ihrer Verlassenheit um, wie denn viele Häuser, wo Wärter fehlten, ganz ausgestorben waren. Oder man besuchte sich — und kam auch um, besonders die, die noch auf Hilfsbereitschaft Wert legten. Denn das Ehrgefühl verbot ihnen, sich selbst zu schonen. Sie besuchten ihre Freunde, während doch die Verwandten, durch das endlose Elend gebrochen, die Totenklagen schon leid waren. Mehr Mitleid hatten doch noch mit den Toten und Leidenden diejenigen, die die Krankheit überstanden hatten, weil sie sie kannten und nun selbst in Sicherheit

waren. Denn zum zweiten Male packte sie keinen, wenigstens nicht so, daß er daran gestorben wäre. Diese pries man daher glücklich, und sie selbst, überfroh für die Gegenwart und für die Zukunft, hegten ein wenig die eitle Hoffnung, nun könne ihnen auch keine andere Krankheit mehr tödlich werden.

Bei all dem Elend bedrängte sie auch das Zusammenströmen der Menschen vom Lande in die Stadt noch in verstärktem Maße, am meisten bedrängte es aber diese Flüchtlinge selbst. Denn da die Häuser nicht ausreichten und sie in dumpfen Baracken die Sommerzeit zubringen mußten, so kamen sie in völligem Durcheinander um, ja, wie sie übereinander hinstarben, so blieben ihre Leichen liegen; oder die Kranken wälzten sich auf offener Straße und überall um die Brunnen vor Gier nach Wasser. Die Tempel, in denen sie untergekommen waren, lagen voll von Leichen, weil die Menschen drinnen starben. Ganz überwältigt von Elend wußten sie ja nicht mehr, was mit ihnen werden sollte, und so machten sie sich nichts mehr aus Religion und frommer Sitte. Alle heiligen Bräuche, die man früher bei Begräbnissen beobachten konnte, wurden verworfen und jeder begrub seine Toten, wie er gerade konnte. Viele wurden bei den Bestattungen aus Mangel an Mitteln, da ihnen schon so viele gestorben waren, so schamlos, daß sie ihre Toten auf einen fremden Scheiterhaufen legten und diesen ansteckten, noch ehe die, die ihn aufgeschichtet hatten, dazukamen; oder sie warfen ihre Leiche auf den ersten besten brennenden Scheiterhaufen und machten sich davon.

Auch sonst war die Pest für Athen der Anfang eines allgemeinen Sittenverfalls. Gar mancher erfrechte sich jetzt leichtthin zu Dingen, denen er früher höchstens im Geheimen gefrönt hätte. War einem doch der rasche Wandel vor Augen, wie die Reichen plötzlich starben und Leute, die früher nichts besaßen, mit einem Male deren Hab und Gut hatten. So trachteten sie nach heftigem Genuß und sinnlicher Lust, da sie Leben und Besitz mit einem Tage dahinschwinden sahen. Sie noch für eine gute Sache abzumühen, hatte keiner mehr Neigung, wußte man doch nicht, ob man nicht längst tot sein würde, ehe man dazu käme. Genuß und was immer ihm diente galt bereits für gut und löblich zugleich. Weder Gottesfurcht noch Menschenrecht bewirkte eine Hemmung; denn da man alle gleicherweise unkommen sah, schien es einerlei, ob man gottesfürchtig sei oder nicht, und niemand glaubte, daß er so lange leben werde, bis er für seine Schandtaten vor Gericht gestellt und bestraft würde. Viel schlimmer war doch das Verhängnis, das schon über jedem Haupte schwebte, und bevor das hereinbreche sei es doch billig, sein Leben noch ein wenig zu genießen.

So steckten die Athener überall in Elend und Bedrängnis. Drinnen starben ihnen die Menschen und draußen wurde ihr Land verwüstet. In dieser Not erinnerten sie sich naturgemäß auch jenes Verses, der, wie die älteren Leute sagten, seit alters vorgebracht wurde: „Kommen wird einst der dorische Krieg und mit ihm die Seuche.“

Nach dem zweiten Einfall der Feinde in Attika, wie das Land zum zweitenmal zerrüttet dalag und die Pest zusammen mit dem Krieg darauf lastete, wandelten die Athener mehr und mehr ihren Sinn. Und zwar war es Perikles, bei dem sie die Schuld suchten, da er sie zum Kriege beschwätzt habe und sie seinetwegen in das Unheil ringsum gestürzt seien. Mit ihren spartanischen Feinden aber waren sie gewillt, zu einer Einigung zu kommen. Sie schickten sogar einmal Gesandte zu ihnen; aber die richteten nichts aus. Und als sie mit ihren Überlegungen nirgendwo einen Ausweg fanden, wurden sie dem Perikles aufsässig. Wie der sah, daß sie unter dem Druck der Lage seufzten und sich in allem so verhielten, wie er es selbst nicht anders erwartet hatte, berief er — noch war er ja der Führer — eine Volksversammlung in der Absicht, sie aufzumuntern sowie ihre Erregung abzulenken und zu Ruhe und Unverzagtheit umzustimmen. Dann trat er vor und hielt etwa folgende Rede:

„Nicht unerwartet sind mir die Ausbrüche eures Zorns gegen mich gekommen. Fühle ich doch die Gründe. Und deswegen berief ich eine Versammlung, um zu mahnen und zu rügen, falls es sich erweist, daß ihr nicht recht tut mir zu grollen und vor den Schicksalsschlägen zurückzuweichen. Ich nämlich halte dafür, daß das Staatsschiff dem einzelnen Bürger mehr nützt, wenn es nur im ganzen gerade steuert, als wenn der Einzelbürger in ihm gut fährt, das Ganze aber schließlich scheitert. Denn mag einer auch noch so gut fahren, ein Mann für seinen Teil — versinkt das Vaterland, so geht er nichtsdestoweniger mit unter. Wer aber in einem

erfolgreichen Lande einmal persönlich Mißerfolg hat, der schlägt sich zuletzt viel eher durch. Wenn nun die Polis imstande ist, alles Mißgeschick einzeln zu tragen, jeder einzelne indes für seinen Teil das der Polis zu tragen nicht die Kraft hat, wie tut es da nicht not, daß alle für sie einstehen, aber nicht so handeln, wie ihr jetzt? Vom häuslichen Elend zerschlagen, laßt ihr das gemeine Wohl fahren und mich, den Sprecher des Krieges, wie euch selbst, die ihr mir doch zustimmtet, setzt ihr ins Unrecht. Dabei steht es doch so: Grollt ihr mir, so grollt ihr einem Manne, der so gut wie einer, meine ich, das Notwendige zu begreifen und es dann auseinanderzusetzen weiß, der sein Land liebt und der zu stark ist, als daß Geld etwas über ihn vermöchte.

Denn: Wer das Notwendige begreift, es aber nicht einsichtig zu machen weiß, ist nicht mehr wert, als wenn er es gar nicht erfaßt hätte. Wer dies beides besitzt, aber kein Herz für sein Land hat, dessen Worte klingen nicht wie von eigener Sache. Ist aber auch dies dabei, er aber für Geld zu haben, so wird er all jenes für dies eine verschachern.

Also: Wenn ihr mir auch nur einigermaßen zu- traut, daß mir vor andern diese vier Vorzüge eigen sind und ihr euch eben deswegen von mir zum Krieg bewegen liebet, so ist es nicht recht, daß ich jetzt die Schuld tragen soll, falsche Politik gemacht zu haben.

Gewiß! Wem die freie Wahl zwischen Krieg und Frieden gegeben war und wem es auch sonst gut geht, für den wäre es ein großer Unsinn, Krieg anzufangen. Bestand aber die Zwangslage, entweder flugs nachzugeben und sich fremder Macht zu beu-

gen oder der Gefahr zu trotzen und sich zu behaupten, so verdient wer sich vor der Gefahr drückt mehr Tadel als wer ihr standhält. Ich für meine Person bin der: Ich war und stehe von meiner Haltung nicht ab. Ihr aber fallt um, da es euch doch paßte, mir zu folgen, als eure Macht unangetastet war, aber euren Sinn zu ändern, kaum daß ihr Verluste hattet.

Einem kraftlosen Geschlecht wie ihr es seid mußte meine Politik ja als unrichtig erscheinen, dieweil das Schwere, das sie mit sich bringt, sofort jedem zu Gemüte kommt, während der klare Beweis ihres Nutzens für die Augen der Masse noch in weiter Ferne liegt. Und schließlich: für einen großen und so plötzlich einbrechenden Umschlag ist eure Gesinnung zu niedrig, als daß ihr auf dem bestündet, was ihr einmal für richtig erkannt habt. Ist es doch nun einmal so: es nimmt den Sinn gefangen, was plötzlich und unerwartet und wider alle Berechnung ihm zustößt. Und das ist euch mit andern Ereignissen, nicht zum wenigsten aber mit der Pest geschehen.

Und doch! Als Bürger eines großen Landes und aufgezogen in einer Haltung, die seiner würdig ist, müßt ihr entschlossen sein, auch den schwersten Schlägen standzuhalten und den Glanz eurer Ehre nicht trüben zu lassen. Denn gleicherweise fühlen sich die Menschen berechtigt, den zu verurteilen, der geltendes Ansehen aus Erbärmlichkeit preisgibt, wie den zu hassen, der nach Ungebührlichem sich in Frechheit reckt. Vielmehr müßt ihr das persönliche Mißgeschick verschmerzen und dafür euch an des Gemeinwesens Heil halten.

Was aber die Last mit dem Kriege betrifft, daß sie

gar nicht zu groß werden kann und wir ihrer dann nicht mehr Herr zu werden vermöchten, dafür laßt euch an den Hinweisen genügen, mit denen ich euch ja schon so oft aufgezeigt habe, daß dies Mißtrauen nicht gerechtfertigt ist. Aufdecken will ich aber dazu noch diesen Gedanken, den ihr selbst meines Wissens euch noch nie zu Herzen genommen habt, während er doch für euer Reich den wirklichen Grund seiner Größe begreift, und von dem ich selbst so wenig wie in meinen früheren Reden auch jetzt, da er nach allzu prahlerischem Gehaben riecht, Gebrauch machen würde, wenn ich euch nicht wider Gebühr niedergeschlagen sähe. Also: Ihr glaubt, ihr herrschtet nur über eure Bündner; ich aber erkläre euch: von den beiden Bereichen, die dem Menschen zum Gebrauch offen stehen — Land und Meer —, seid ihr über den einen ganz unumschränkte Herren, soweit ihr jetzt über ihn schaltet und wenn ihr wollt noch weiter; es ist keiner da, weder der Perserkönig noch sonst eine Macht der Gegenwart, die euch hindern kann, wenn ihr mit eurer Flotte in See geht. Daher denn der Nutzwert der Häuser und Felder, deren Verlust ihr so hoch ansetzt, zu dieser eurer Macht offenbar in keinem Verhältnis steht. Es ist nicht recht, an ihnen schwer zu tragen, vielmehr sollt ihr sie gegenüber jener Macht wie ein Ziergärtchen oder sonst ein Schmuckstück reicher Leute in eure Rechnung stellen und niedrig veranschlagen; sollt begreifen, daß Freiheit, wenn wir auf ihr bestehen und durchhalten, alles das mit Leichtigkeit neu erstehen läßt; daß aber dem, der einer fremden Macht hörig wird, meist auch der ererbte Besitz dahinschwindet. Und ihr sollt euch

nicht schlechter als eure Väter in ihrer doppelten Leistung zeigen, die einmal unter Mühen diese Macht erwarben, nicht aber sich von Fremden haben schenken lassen, und die außerdem die Macht behauptet und euch hinterlassen haben. Schmähhlicher ist es, was man schon hat sich nehmen zu lassen, als was man erst haben will nicht zu bekommen.

Und so sollt ihr die Feinde mit Mut, ja geradezu mit Hochmut angehen. Großtuerei bildet sich, wenn Dummheit und Glück zusammenkommen, auch der Feigling ein. Hoher Mut aber wächst nur dem zu, der auch bei klarem Wissen um die wirkliche Lage sich Überlegenheit über den Gegner zutraut — und das ist bei uns der Fall. Auch die Entschlossenheit, die entsteht, wenn die Bedingungen des Erfolgs auf beiden Seiten etwa gleich sind, bekommt durch die klare Einsicht, die aus der inneren Überlegenheit folgt, nur noch festeren Halt: da baut man weniger auf den Glauben, dessen Kraft erst einzusetzen ist, wenn es kein Aus und Ein mehr gibt, als vielmehr auf ein Wissen von den Tatsachen, das der Sorge für die Zukunft größere Sicherheit gibt.

Für die Ehre eurer Stadt, die sie ihrem Herrschertum verdankt und auf die ihr alle so stolz seid, habt ihr euch einzusetzen und dafür keine Mühe zu scheuen — oder ihr dürft überhaupt nicht nach Ehre trachten. Glaubt ja nicht, das Ringen gehe um eine Frage allein, Knechtschaft oder Freiheit. Nein! Das Reich will man euch rauben und eure Gefahr ist der Haß, den ihr euch mit eurer Herrschaft zugezogen habt. Von ihr aber etwa abzutreten, das steht nicht mehr bei euch, was denen gesagt sei, die in dieser Krise aus Angst mit solchem Verzicht

auf Politik politisieren gehn. Wenn es denn schon Zwingherrschaft ist, was ihr in Händen habt — so etwas zu ergreifen mag Unrecht heißen, es loszulassen ist Selbstmord. Blitzschnell würden solche ‚Politiker‘, wenn sie Anhang gewännen, ein Gemeinwesen zugrunde richten und ebenso, wenn sie irgendwo sich selbst überlassen zur ungebundenen Herrschaft kämen.

Denn untätiges Geschehenlassen (es sei denn, daß es sich mit der Bereitschaft zum Handeln in Reih und Glied stellt) erringt sich das Heil nicht; und höchstens in einem hörigen Staat, nie aber in einem herrscherlichen Reich ist es damit getan, daß man sich knechten läßt, nur um ein ungefährdetes Dasein zu haben.

Ihr aber! laßt euch doch von solcherlei ‚Staatsbürgern‘ nicht verleiten und straft mich, dessen Kriegspolitik ihr doch selbst zugestimmt habt, nicht mit eurem Zorn; mag auch der Gegner eingedrungen sein und getan haben, was ja zu erwarten war, da ihr euch zur Hörigkeit nicht entschließen konntet, und wenn auch über das, womit wir rechnen mußten, hinaus noch die Pest dazugekommen ist als einziges Ereignis, das stärker ist als alle Berechnung. Diese Pest, ich weiß, zieht mir noch ein gut Teil Haß mehr zu — nicht mit Recht, es sei denn, ihr rechnet es mir auch an, wenn es euch einmal wider Erwarten gut geht.

Tragen muß man, was Gott schickt als Notwendigkeit, was vom Feinde kommt mit Mannhaftigkeit. Diese Gesinnung galt vordem in unserem Volke; so laßt sie auch jetzt in euch nicht verkümmern. Merkt euch! unser Volk hat seinen großen Namen

in aller Welt, weil es vor seinen Heimsuchungen nicht zurückwich, die schwersten Opfer an Blut und Lasten im Krieg brachte und so eine bisher unerhörte Macht errang, deren Gedächtnis auf ewig (wenn wir auch im Augenblick etwas nachlassen; muß doch alles was gewachsen ist auch einmal abnehmen) der Nachwelt hinterlassen sein wird: daß wir, Hellenen über Hellenen, über die meisten geboten, daß wir größten Kriegen standgehalten haben im Kampf gegen die Gesamtheit der Griechen wie gegen einzelne, daß wir uns einen Staat geschaffen haben, der mit allem wohl versehen und mächtig wie kein zweiter ist.

Nun, der Spießbürger mag daran zu nörgeln haben, der entschlossene Tatmensch wird uns jedenfalls nacheifern und auch der Erfolglose wird uns noch beneiden. Der Haß und der Ärger ihrer Zeit zu sein, das ist von je noch all denen widerfahren, die für sich beanspruchten, über andere zu herrschen. Wer aber für höchste Ziele das unvermeidliche Neidwesen mit in Kauf nimmt, der ist recht beraten. Denn Haß hält nicht auf lange vor; der sofort aufflammende Glanz dagegen und der später nachleuchtende Ruhm, die bleiben in ewiger Erinnerung. Ihr aber! sinnt darauf, daß eure Zukunft ruhmvoll, eure Gegenwart schmachlos sei und trachtet gerade jetzt mit all eurem Eifer nach beidem. Knüpft keine Verhandlungen mit dem Feinde an und laßt ihn nicht merken, wie schwer die gegenwärtige Not auf euch lastet. Denn wer in Heimsuchungen sich am wenigsten zu Herzen nimmt, aber am meisten die Hände rührt, der ist, in der Politik wie im bürgerlichen Leben, der Stärkste.“

Mit solchen Worten suchte Perikles die Athener in ihrem Groll gegen ihn aufzulockern und ihren Sinn von den augenblicklichen Fährnissen abzulenken. Die aber fügten sich wohl in der Politik seinen Gründen und versuchten es nicht mehr mit Friedensgesandtschaften, gaben sich auch für den Krieg mehr Schwung, aber im Alltag seufzten sie ständig über die Plackereien — die Masse, daß sie auch das wenige, mit dem sie zu rechnen hatte, losgeworden war, die Vermögenden, daß sie schöne Besitzungen auf dem Lande mit Gebäulichkeiten und kostbaren Einrichtungen verloren hatten; was aber die Hauptsache war, daß sie Krieg und nicht Frieden hatten. Und tatsächlich! nicht früher gaben sie alle zusammen mit ihrem Groll gegen ihn Ruhe, bis sie eine Geldbuße gegen ihn durchsetzten. Nicht viel später wiederum — so treibt es ja die Masse — wählten sie ihn zum Führer und übertrugen ihm alle Geschäfte, teils weil sie nachgerade stumpfer geworden waren gegen das, was jeder persönlich zu leiden hatte, teils weil ihnen sein unersetzlicher Wert für das, was das Gesamtwohl erheischte, aufging.

Denn die ganze Zeit, die er im Frieden dem Staat vorstand, hatte er ihn mit Besonnenheit geführt und unerschüttert behütet und unter ihm war der Staat zur höchsten Blüte gediehen. Als dann der Krieg ausbrach, da zeigt es sich, daß er auch in dieser Lage die Staatsmacht richtig eingeschätzt hatte.

Er überlebte den Kriegsbeginn noch zwei Jahre und sechs Monate, und als er gestorben war, da erkannte man seine klare Vorausschau auf den Krieg noch besser. Hatte er doch immer betont, daß sie Sieger

bleiben würden, wenn sie die Fassung behielten, die Flotte besorgten und keine Machterweiterung im Kriege erstrebten noch ihre politische Existenz aufs Spiel setzten. Die aber betrieben von all dem das Gegenteil und ließen sich auf fremde Unternehmungen, die mit dem eigentlichen Kriegsziel augenscheinlich nichts zu tun hatten, aus persönlichem Ehrgeiz und zu persönlicher Bereicherung einzelner ein und trieben so eine schlechte Politik gegen sich selbst und ihre Bündner. Solche Unternehmungen hätten, zum Erfolg gesteuert, allenfalls den einzelnen Ruhm und Nutzen bringen können, gescheitert mußten sie sich fürs Ganze zum Schaden der Kriegsführung auswirken.

Das hing aber alles damit zusammen, daß Er, mächtig durch sein Ansehen und seine Einsicht, für Geld völlig und in durchsichtiger Klarheit unzugänglich, die Masse in Freiheit niederzuhalten vermochte. Er ließ sich nicht von ihr führen — er vielmehr war der Führer. Denn weil er nicht mit unlauteren Mitteln seine Macht gewonnen hatte, brauchte er nicht der Masse zu Gefallen zu reden, sondern, gestützt auf sein Ansehen, konnte er sogar mit seinen Worten einmal offen ihren Zorn herausfordern. So oft er z. B. empfand, daß sie in unangebrachter Überhebung sich erkühnten, schlug er mit seinen Worten auf sie ein, bis sie Angst bekamen; und wiederum, wenn sie grundlos verzagten, richtete er sie zu neuer Kühnheit auf.

So war es, dem Namen nach Volksherrschaft, tatsächlich doch ein Regiment unter der Führung des ersten Mannes.

Mit denen, die nach ihm kamen, trat darin eine Wendung ein. Da sie als Persönlichkeiten auf derselben Ebene miteinander standen und doch sich danach reckten, jeder der erste zu werden, ließen sie sich dazu herbei, der Masse zu Gefallen sogar in der Sache nachzugeben. Daraus folgte, was bei einer Großmacht, die auch noch ein Reich besitzt, unvermeidlich war, ein Fehler nach dem andern, vor allem aber der Zug nach Sizilien. Hierbei lag der Rechenfehler nicht einmal so sehr in der falschen Einschätzung der Angegriffenen als hauptsächlich darin, daß die für das Unternehmen Verantwortlichen daheim nicht die weiteren Entschlüsse faßten, die zum Frommen der Unternehmung notwendig waren, sondern vielmehr mit ihrem persönlichen Ränkespiel um die Gunst des Volkes die Operationen des Heeres immer mehr lähmten und die Belange des Staates, zum ersten Male in unserer Geschichte, mit ihrem persönlichen Zwist durcheinanderbrachten.

Aber auch als sie in Sizilien mit ihrer übrigen Macht und sogar dem größten Teil ihrer Flotte gescheitert waren und obwohl die Stadt schon im Aufruhr stand, hielten sie trotzdem zehn Jahre noch stand gegen ihre alten Feinde und gegen die, die sich aus Sizilien zu diesen gesellten, und dazu noch gegen die meisten ihrer Bündner, die abtrünnig geworden waren; später auch noch gegen Kyros, des Perserkönigs Sohn, der sich dazutat und den Peloponnesiern Geld für den Flottenbau gab. Und erst dann gaben sie klein bei, als sie, mit ihren persönlichen Ränken immer mehr umeinander gefallen, sich selbst gegenseitig zugrunde gerichtet hatten. So

gewaltig war der Überschuß der Kräfte, der dem Perikles damals zur Verfügung stand; und dies war es auch, was ihn zu der Voraussage berechtigte: ganz leicht werde Athen in einem Kriege allein mit den Feinden auf der Peloponnes Sieger bleiben.

In der Volksversammlung, die im Jahre 427 in Athen über die Behandlung der abgefallenen Bündner von Mytilene beschließen sollte, trat auch Kleon, des Kleainetos Sohn, wieder auf, der schon den ersten Beschluß auf Todesstrafe durchgesetzt hatte, übrigens auch sonst der Brutalste in der Stadt war und damals bei weitem den größten Einfluß im Volke hatte, und sprach:

„Auch sonst habe ich schon oft erkennen müssen, daß ein demokratisches Gemeinwesen unfähig ist, über andere zu herrschen, aber nie so deutlich wie heute, da euch euer erster Beschluß über Mytilene reut. Weil ihr im täglichen Verkehr miteinander arglos und unüberlegt seid, macht ihr es mit euren Bündnern ebenso, und so oft ihr euch von ihnen zu einer Dummheit bereden laßt oder eurem Mitgefühl nachgebt, bedenkt ihr nicht, daß Weichherzigkeit für euch gefährlich ist und euch von den Bündnern keinen Dank bringt, weil ihr nicht seht, daß eure Herrschaft ein Gewaltregiment ist über Leute, die sich nur mit Arglist und Widerwillen beugen. Nicht sofern ihr zu eurem eigenen Schaden gut zu ihnen seid, gehorchen sie euch, sondern nur soweit ihr durch eure Stärke ihre Herren geworden seid, nicht durch ihre Gutwilligkeit. Das Allerschlimmste aber ist, wenn bei uns von unseren Be-

schlüssen nichts feststeht und wir nicht begreifen wollen, daß ein Staat mit minder guten, aber unantastbaren Gesetzesbestimmungen stärker ist als einer mit vorzüglichen, aber wirkungslosen; daß ein gesunder Sinn ohne viel Bildung weiter kommt als eine wendige, aber haltlose Intelligenz; und daß schlichte Geister mit ihrem Staat meist besser zu recht kommen als die Hochgebildeten. Denn die wollen sich immer noch klüger erweisen als die Gesetze und wollen es bei jeder Verhandlung um das gemeine Wohl immer noch besser wissen, als ob es keine wichtigere Frage, ihre Weisheit zu offenbaren, gäbe als diese; und gerade mit solchem Verhalten bringen sie die Staaten zu Falle. Die andern aber, die der Einsicht aus sich selber nicht trauen, bescheiden sich damit, daß sie nicht so klug sind wie die Gesetze und nicht befähigt genug, um einen tüchtigen Redner zu bekritteln; und gerade weil sie mehr unbefangene Richter als Partei sind, steht es mit ihnen meist recht. So müssen auch wir es machen und uns nicht durch unsere Redegabe und im Wetteifer des Scharfsinns hinreißen lassen, wider die eigene Überzeugung, dem Volke die Abänderung eines Beschlusses zu empfehlen. Ich für meine Person bleibe mir in meiner Auffassung treu und kann mich nur über die wundern, die die Sache von Mytilene noch einmal zur Sprache bringen und dadurch einen Zeitverlust herbeiführen, der nur den Schuldigen zustatten kommt. Denn so geht der Beleidigte erst mit abgekühltem Zorn gegen die Übeltäter vor, während doch nur die Rache, die der Beleidigung auf dem Fuße folgt, eine möglichst ausgewogene Sühne bewirkt. Es soll

mich aber auch wundern, wer das sein wird, der mir zu widersprechen wagt und sich zu beweisen getraut, daß der Abfall der Mytilener uns nütze, unsere Schlappen aber unseren „lieben“ Bündnern offenbar abträglich seien. Ein solcher müßte, das ist doch klar, als Redner seine Kunst daran setzen, nachzuweisen, daß der allgemeine Beschluß damals nicht auf richtiger Einsicht beruhte; oder er wird, durch Geld bestochen, euch durch eine schon vorher ausgearbeitete Rede irrezuführen suchen.

Die Rolle der Stadt jedoch bei solchen politischen Auseinandersetzungen ist die, daß sie die Preise anderen gibt, selbst aber die Gefahren heimträgt. Die Schuld daran habt ihr, denn ihr seid schlechte Kampfrichter. Ihr habt euch angewöhnt, wie unbeteiligte Zuschauer die Reden, wie unbeteiligte Zuhörer die Ereignisse aufzunehmen. Was noch bevorsteht seht ihr so, wie die Meister der Rede es euch als möglich schildern; was aber schon geschehen ist — wobei man doch mehr dem trauen muß, was man selbst sieht, als dem, was man von andern hört — das beurteilt ihr nach der Kritik eurer großen Redner. Auf alles Neue bei einem Redner hereinzufallen, darin seid ihr Meister, wie auch darin, bewährtem Rat eure Gefolgschaft zu versagen, Knechte des je Außerordentlichen, Verächter des Gewöhnlichen, die ihr seid. Jeder will möglichst selbst reden dürfen, wenn aber nicht, so wenigstens mitverhandeln, um nur ja nicht den Eindruck zu machen, als komme er mit der Einsicht hinten nach. Wo einer aber etwas besonders scharfsinnig vorbringt, will man mit der Zustimmung womöglich noch vorher da sein. Ihr seid ebenso

flink, schon im voraus zu spüren, was die Rede bringen wird, wie langsam, das vorauszusehen, was für Folgen sie haben wird. Ihr sucht sozusagen eine ganz andere Welt als die, in der wir leben, versteht euch aber nicht einmal hinreichend auf die gegebenen Verhältnisse. Kurzum, jedem Ohrenkitzel erliegt ihr und ihr gleicht eher den müßigen Gafnern auf den Bänken der Wanderredner als Männern, die sich um den Staat beraten.

Davon versuche ich euch abzubringen und beweise euch, daß Mytilene sich an euch vergangen hat wie noch keine einzige Stadt. Ich habe wohl Nachsicht für solche, die, nicht imstande eure Herrschaft zu ertragen, oder unter feindlichem Zwang zum Abfall kamen. Diese Leute aber auf ihrer Insel, die nur zur See unsere Feinde zu fürchten gehabt hätten, wobei sie doch auch schon für sich allein mit ihren kriegsbereiten Dreiruderern nicht wehrlos waren, politisch unabhängig und von uns aufs ehrenvollste behandelt — wenn die das taten, was war das anders als ein Schurkenstreich, ein Anfall, kein Abfall (Abfall kommt doch nur bei harter Behandlung in Frage) und der Versuch, auf die Seite unserer Feinde zu gehen und uns zu vernichten. Wahrlich, das ist schlimmer, als wenn sie machtgerig sich auf eigene Hand gegen uns gewendet hätten. Das Geschick anderer, die bereits früher bei einem Versuch zum Abfall niedergeworfen wurden, ist ihnen kein warnendes Beispiel geworden, auch hat ihre bisher glückliche Lage ihnen keine Hemmung bereitet, sich in Gefahr zu begeben; sondern in ihrem kecken Zukunftsglauben machten sie sich Hoffnungen, die weit über ihre Kräfte gingen, aber

noch hinter ihren Wünschen zurückblieben, und fingen Krieg an, nachdem sie einmal so weit waren, Gewalt vor Recht gehen zu lassen. Denn in dem Augenblick, da sie glaubten, mit uns fertig werden zu können, haben sie uns angegriffen, ohne daß wir ihnen etwas getan hätten. So geht es meist: Wohlstand, der zu den Völkern über Erwarten schnell und reich kommt, bringt sie zur Überhebung; bedachtsam errungenes Glück aber ist meist beständiger als wenn es unverhofft begegnete, und man kann wohl sagen, daß es leichter ist, Unglück fern zu halten als Glück auf die Dauer zu bewahren. Freilich hätten wir die Mytilener, die sich vor den andern in keiner Weise hervortaten, schon längst nicht so auszeichnen sollen; dann wäre ihre Überhebung nicht so ausgeartet. Denn so ist der Mensch nun einmal: wer ihm gut ist, über den überhebt er sich; wer ihm nicht nachgibt, den bewundert er.

Darum sollen sie auch jetzt bestraft werden, wie sie es verdienen, und nicht etwa dürft ihr nur den paar Adligen die Schuld beimessen, das Volk aber frei ausgehen lassen. Denn alle ohne Unterschied haben sich gegen uns erhoben und brauchten sich doch nur, was ihnen völlig frei stand, zu uns zu halten, um jetzt wieder Herren ihrer Stadt zu sein. Stattdessen hielten sie den Adelsputsch für weniger bedenklich und machten den Abfall mit. Und nun bedenkt: wenn ihr solche Bündner, die aus freien Stücken von euch abfallen, nicht anders straft als solche, die vom Feinde dazu gezwungen sind, wer glaubt ihr wird nicht die erste beste Gelegenheit vorschützen, um abzufallen, da ihm im Falle des Gelingens die Freiheit, im Falle des Scheiterns aber

keine heillose Buße bevorsteht. Für uns aber bedeutet dies, daß jede einzelne Stadt eine ständige Gefahr für unser Gut und Leben ist. Und selbst wenn es uns gelingt, so eine Stadt wieder zu nehmen und sie zu vernichten, so ist es mit den Steuern, auf denen unsere Macht beruht, doch vorbei. Mißlingt es aber, so bekommen wir zu den alten Feinden neue hinzu; und wo wir genug zu tun haben, unsern bisherigen Gegnern standzuhalten, werden wir uns auch noch mit den eigenen Bündnern herumzuschlagen haben.

Wir dürfen ihnen also keine Hoffnung machen, daß sie sich durch Überredung oder Bestechung Nachricht verschaffen, weil sie nur menschlich gefehlt hätten. Denn willentlich haben sie uns gekränkt und wissentlich nachgestellt. Verzeihlich ist nur, was nicht böswillig geschah. Ich verfechte also wie auch das erste Mal die Meinung, daß ihr den ersten Beschluß nicht ändert und daß euch die drei Dinge, die einer Großmacht am wenigsten bekommen — Mitleid, Freude am Wort, Großmut —, nicht zu einem politischen Fehler verleiten. Erbarmen soll man gegen Gleichgestellte zeigen und nicht gegen Leute, die auch mit uns kein Mitleid haben würden, sondern notgedrungen immer unsere Feinde sein werden.

Die Redner aber, die mit ihren Worten auf eure Unterhaltung ausgehen, werden auch bei weniger wichtigen Dingen ihren Sport haben können und nicht da, wo die Stadt für leichten Genuß schwere Buße wird zahlen müssen, während freilich die Redner selbst für ihre schönen Reden schöne Vergütungen einstecken. Großmut ist nur bei solchen ange-

bracht, die erwarten lassen, daß sie auch fürderhin anhänglich sind, nicht aber bei denen, die nach wie vor trotz allem unsere Feinde bleiben.

Ich fasse zusammen. Folgt ihr mir, so handelt ihr gerecht gegen die Mytilener und zugleich zu eurem Vorteil. Beschließt ihr aber anders, so handelt ihr ihnen doch nicht zum Dank, euch aber zum Gericht. Denn, sind sie zu Recht abgefallen, so regieret ihr ja nicht nach Gebühr. Wollt ihr aber die Herrschaft, auch wenn sie euch nicht zusteht, dennoch für euch beanspruchen, so müßt ihr jene auch wider Gebühr zu eurem Besten bestrafen. Oder ihr müßt das Regieren aufgeben und das ungefährliche Leben von Spießbürgern führen. Entschließt euch also, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und zeigt euch, die ihr gut davongekommen seid, nicht weniger empfindlich als die, die euch dahinein gebracht haben. Bedenkt, wie sie es sicherlich mit euch gemacht hätten, wenn sie Sieger geblieben wären, zumal sie ja doch mit dem Unrecht anfangen. Gerade wer einem andern ohne rechten Anlaß Böses tut, geht darauf aus, ihn selbst zu vernichten, weil er wohl die Gefahr sieht, die von einem Feinde, der davonkommt, droht. Ein ohne Not Angegriffener, der davonkommt, ist ein härterer Feind, als wer selbst gleicherweise Anlaß zur Feindschaft gab. Werdet also nicht Verräter an euch selber. Bringt euch die Vorstellung möglichst nahe, was ihr bei anderem Ausgang hättet leiden müssen und wie ihr dann nichts höher geschätzt hättet als ihre Niederwerfung. Nun übt Vergeltung, laßt euch durch ihr Schicksal jetzt nicht weich machen und vergeßt die Gefahr nicht, die noch eben

über euch hing. Züchtigt sie nach Verdienst und stellt sie den andern Bündnern als deutliches Beispiel dafür hin, daß auf jeden Abfall der Tod steht. Wenn die das erst wissen, braucht ihr eure Feinde nicht mehr so oft in Ruhe zu lassen, nur um euch mit euren eigenen Bündnern zu schlagen.“

Nachdem die Kämpfe bei Pylos im Jahre 427 durch einen Waffenstillstand abgeschlossen waren, kamen die Gesandten der geschlagenen Lakedaimonier nach Athen, um ihre auf der Insel Sphakteria eingeschlossenen Truppen zu retten, und hielten folgende Rede:

„Hergesandt haben uns die Lakedaimonier, um mit euch Athenern wegen der Männer auf der Insel eine Vereinbarung auszurichten, die für euch nützlich und zugleich für uns bei unserm Mißgeschick unter den gegebenen Umständen noch möglichst ehrenvoll ist. Wenn unsere Rede etwas länger ausfällt, so ist das nicht gegen unsere Gewohnheit, sondern es ist bei uns zu Lande wohl üblich, keine langen Worte zu machen, wo kurze genügen; wir ziehen aber längere vor, wo der Augenblick gebietet, etwas Förderliches aufzuzeigen und das Wort die rechte Tat ist. Nehmt aber unsere Rede nicht übel, als ob wir Unwissende belehren wollten, sondern faßt sie nur als Mahnung zum rechten Beschluß für Verständige auf. Denn ihr seid in der Lage, euer Glück jetzt recht zu behandeln, insofern ihr behalten dürft, worüber ihr Herren seid, und noch Ehre und Ruhm hinzugewinnt, es aber nicht macht wie die Menschen, die es nicht gewohnt sind, etwas Gutes zu gewinnen. Nach immer mehr

strecken die sich ja in ihren Hoffnungen, weil ihnen das Glück einmal unverhofft zugefallen ist. Wer aber den häufigsten Wandel des Geschicks nach beiden Seiten hin erlebt hat, der wird mit Recht auch am wenigsten dem Glücke trauen. Eure Stadt sollte das aus Erfahrung wissen und bei uns versteht es sich erst recht von selbst.

Davon könnt ihr euch überzeugen, wenn ihr auf unser Mißgeschick jetzt schaut. Wir, die Angesehensten unter den Griechen, kommen ja zu euch und glaubten doch früher, wir seien viel eher die Herren, euch das zu gewähren, worum wir jetzt hier sind, um es von euch zu erbitten. Und doch erlebten wir das nicht, weil wir Macht eingeübt oder uns ihres Zuwachs überhoben hätten, nein, wir gingen von dem aus, was von jeher zu Gebote stand, und haben uns verrechnet; und das kann allen ebenso geschehen. Es wäre also nicht recht, wenn ihr wegen des derzeitigen Glanzes von Stadt und Bund glauben wölltet, das Glück werde immer mit euch sein. Besonnene Männer sind die, die den Erfolg für ungewiß halten und ihn eben dadurch sichern, die darum auch dem Mißgeschick nur mit um so mehr Einsicht begegnen; die vom Kriege die Meinung haben, daß man mit ihm nicht nur soweit zu tun hat, wie man sich mit ihm befassen will, sondern wie die Schicksale es fügen. Solche Männer, die so leicht kein Schlag trifft, weil sie sich nicht im Vertrauen auf einen Erfolg überheben, werden gerade im Glück auch am ersten Frieden schließen. Das würde jetzt euch Athenern uns gegenüber wohl anstehen. Möchtet ihr nur nicht später, wenn ihr uns nicht gefolgt seid und dann vielleicht Unglück

habt, was doch oft vorkommt, zu dem Glauben gelangen müssen, auch die Erfolge jetzt seien nur dem Glück zu verdanken gewesen, während es euch jetzt ohne Gefahr freisteht, den Ruhm eurer Macht und eurer Einsicht der Nachwelt zu hinterlassen.

Die Lakedaimonier schlagen euch vor, Frieden zu schließen und dem Krieg ein Ende zu machen. Sie bieten euch Frieden, Bündnis und sonst Herstellung aller freundschaftlichen Beziehungen, verlangen dafür nur freien Abzug für ihre Leute auf der Insel und glauben, daß es für beide Teile besser sei, es nicht darauf ankommen zu lassen, ob die sich mit Gewalt durchschlagen, falls sich eine Möglichkeit zur Rettung bietet, oder ob sie nach Eroberung der Insel erst völlig in eure Hände geraten. Auch glauben wir, große Feindschaften lassen sich nicht so sehr dadurch sicher beilegen, daß im Kampfe Schlag gegen Schlag nun der eine bei weitem die Überlegenheit über den Gegner gewinnt und ihn durch aufgezwungene Eide auf einen unbilligen Vertrag verpflichtet, sondern daß er ihn, da dasselbe auch durch Milde zu erreichen ist, mit Großmut besiegt und mit ihm ein unerwartet billiges Abkommen trifft. Denn nun fühlt der Gegner sich nicht wie ein Vergewaltigter zur Rache verpflichtet, sondern wird auch seinerseits Großmut zeigen und ist eher bereit, aus Ehrgefühl bei den Abmachungen zu beharren. Und das tun die Menschen noch eher bei großen Feindschaften als bei alltäglichen Zwistigkeiten. Auch liegt es in der menschlichen Natur, daß wir denen, die uns von sich aus entgegenkommen, auch unsererseits gern nachgeben;

gegen Überheblichkeit aber lassen wir es selbst bei besserer Einsicht lieber auf Kampf ankommen.

Für uns beide ist — wenn je, so jetzt — Aussöhnung das Richtige, bevor Unheilbares dazwischentritt und über uns kommt, was ewige Feindschaft nicht nur der Staaten, sondern auch der einzelnen Menschen bewirken, euch aber dessen, was wir jetzt bieten, berauben würde. So lange die Dinge aber noch nicht entschieden sind und ihr Ruhm und unsere Freundschaft dazubekommt, wir aber für einen schimpflichen Ausgang einen billigen Austrag erhalten, sollten wir uns aussöhnen. Selbst laßt uns statt Krieg Frieden wählen, den andern Hellenen aber ein Ausruhen von den Leiden verschaffen. Die werden dafür bei euch dann auch in erster Linie die Ursache suchen. Denn sie sind in den Krieg verwickelt, ohne klar zu wissen, wer von uns beiden angefangen hat. Kommt es aber zum Frieden, was in erster Linie von euch abhängt, so werden sie den Dank auch euch zusprechen. Faßt ihr also den Entschluß, so könnt ihr euch, durch Güte und nicht durch Zwang, die Freundschaft der Lakedaimonier auf die Dauer erwerben und wir selbst rufen euch dazu auf. Bedenkt auch die Vorteile, die naturgemäß darin stecken. Denn wenn wir beide, ihr und wir, am selben Strange ziehen, hat ja das übrige Griechenland nichts weiter zu bedeuten und wird uns unbedingt gehorchen.“

So sprachen die Lakedaimonier in dem Glauben, die Athener hätten sich schon all die Zeit nach Frieden gesehnt und der sei nur durch ihren eigenen Widerstand verhindert worden. Biete man aber Frieden, so würden sie gerne zugreifen und die

Leute auf der Insel abziehen lassen. Die Athener indes dachten: nun da sie die Mannschaft auf der Insel in der Hand hätten, sei ihnen der Friede jederzeit, wann sie ihn abschließen wollten, sicher, und so strebten sie höher hinaus. Wer sie darin hauptsächlich bestärkte, war Kleon, des Kleainetos Sohn, damals Führer der Volkspartei und der Mann der Masse. Der überredete sie, zu antworten: Erst müßten die Truppen auf der Insel die Waffen und sich selbst ausliefern und sich nach Athen schicken lassen; danach sollten die Lakedaimonier die Gebiete herausgeben, die sie nicht im Kriege genommen, sondern die die Athener ihnen bei dem früheren Abkommen in einer Zwangslage, da sie unbedingt Frieden brauchten, abgetreten hätten. Dann erst wollten sie die Gefangenen herausgeben und Frieden auf so lange Zeit schließen, wie es beiden Parteien beliebe.

Auf diesen Bescheid antworteten die Lakedaimonier nicht, sondern schlugen den Athenern vor, einen Ausschuß zu wählen, mit dem sie in mündlichen Verhandlungen in aller Ruhe abmachen könnten, worin sie sich verständigten. Da aber legte sich Kleon mächtig hinein und sagte, er habe von vorneherein gemerkt, daß sie nichts Sauberes im Sinne hätten, und das sei jetzt auch ganz klar, denn sonst würden sie es nicht ablehnen, vor dem ganzen Volke zu reden, und würden sich nicht nur mit einigen zusammensetzen wollen. Indes, hätten sie etwas Sauberes im Sinne, so sollten sie nur vor allen sprechen. Da die Lakedaimonier sahen, daß es für sie nicht möglich sei, vor der Menge zu sprechen, schon für den Fall, daß sie notgedrungen etwelche

Zugeständnisse machen wollten (um nicht ihren Bündnern zum Spotte zu werden, wenn sie öffentlich einen solchen Vorschlag gemacht, ihn aber dann nicht durchgesetzt hätten), und da sie weiter sahen, daß die Athener unter billigen Bedingungen auf ihre Vorschläge nicht eingehen würden, reisten sie unverrichteter Dinge von Athen ab.

Als man in Athen von der beschwerlichen Lage des Heeres erfuhr und von der Versorgung der spartanischen Truppen auf der Insel mit Lebensmitteln, wurde man unsicher und fürchtete, es könne über der Einschließung Winter werden. Sie sahen nämlich, daß dann der notwendige Nachschub um die Peloponnes herum unmöglich sein werde, gerade in jener öden Gegend, wo sie schon im Sommer nicht instande waren, genügenden Nachschub zu liefern. Auch würden sie an der hafenlosen Küste keinen Landungsplatz finden, sondern die Truppen auf der Insel würden entweder, wenn die Belagerer in der Wachsamkeit nachließen, doch am Leben bleiben, oder sich auf den Fahrzeugen, die ihnen Lebensmittel zuführten, davonmachen. Am allermeisten aber fürchteten sie die Lakedaimonier und meinten, die müßten doch wohl noch etwas Sicheres in der Hand haben, daß sie ihnen keine Friedensvorschläge mehr machten, und so bereuten sie es, jenes Angebot nicht angenommen zu haben. Kleon jedoch, der merkte, wie schlecht sie auf ihn zu sprechen waren, weil er den Frieden hintertrieben hatte, behauptete, die Boten sagten nicht die Wahrheit. Da aber die, die von Pylos gekommen waren, darauf bestanden, wenn man ihnen nicht traue, solle man andere zur Beobachtung hinschicken, wurde er selbst

mit Theogenes von den Athenern ausgewählt. Überzeugt, daß ihm jetzt nichts übrig bleibe, als zu seiner üblen Rede zu stehen oder sie zurückzunehmen und der Lüge bloß zu sein, riet er den Athenern, deren Kriegsstimmung, wie er sah, noch gewachsen war, doch nicht erst lange jemanden zu schicken und damit die günstige Gelegenheit zu verpassen, sondern wenn sie die Nachrichten glaubten, dann doch gleich gegen die Mannschaft auf der Insel in See zu gehen. Damit hatte er es auf Nikias, des Nikeratos Sohn, den Feldherrn, abgesehen, dessen Feind er war und dem er eins anhängen wollte, indem er sagte, es sei doch eine Leichtigkeit, wenn die Feldherrn nur Kerle seien, mit gehöriger Ausrüstung in See zu gehen und die Leute auf der Insel in den Sack zu stecken; er selbst, wenn er Feldherr wäre, er würde das schon fertig bringen.

Da die Athener gegen Kleon schrien, warum er denn nicht gleich losfahre, wenn ihm die Sache so leicht vorkomme, erklärte Nikias, auch weil er sah, daß es gegen ihn gemünzt war, Kleon könne sich, soweit es auf die Feldherren ankomme, jede beliebige Streitmacht nehmen und die Sache versuchen. Kleon, der das für bloßes Gerede hielt, war auch zuerst bereit, als er aber merkte, daß der es ihm wirklich überlassen wolle, zog er zurück und sagte, nicht er sei Feldherr, sondern Nikias. Denn jetzt bekam er Angst, hatte er doch gar nicht geglaubt, daß Nikias sich dazu verstehen würde, ihm sein Amt zu überlassen. Da erhob sich Nikias zum zweiten Male mit seinem Antrag, trat vom Kommando für Pylos zurück und rief die Athener zu Zeugen dafür an. Diese aber, wie es die Masse zu tun be-

liebt — je mehr Kleon der Fahrt auszuweichen und sich seinen Reden zu entziehen suchte, um so mehr bestanden sie darauf, Nikias solle sein Amt abtreten, und schrien dem Kleon zu, er solle fahren. So wußte er schließlich nicht mehr, wie er von seinen Worten loskommen sollte, und nahm die Fahrt an. Dann trat er vor das Volk und sagte, er fürchtete die Lakedaimonier nicht und fahre los; auch brauche er dazu aus der Bürgerschaft niemanden, sondern nur die Leute von Lemnos und Imbros, die gerade zur Verfügung ständen, sowie die leichten Hilfstruppen aus Ainos und die vierhundert Bogenschützen aus andern Orten. Mit denen und der Mannschaft in Pylos werde er binnen zwanzig Tagen die Lakedaimonier entweder lebend einbringen oder an Ort und Stelle zusammenhauen. Die Athener befiel ein Gelächter über diese Windbeutelei, doch kam auch den ernstesten Leuten die Sache ganz erwünscht. Denn sie rechneten, sie habe für alle Fälle ihr Gutes. Entweder werde man Kleon los, was sie eigentlich hofften, oder wenn diese Erwartung trüge, würde er ihnen die Lakedaimonier niederwerfen. —

Nachdem die Lakedaimonier auf der Insel Sphakteria sich den Athenern ergeben hatten, zogen die Heere beider Parteien von Pylos heim und Kleons Versprechen, so wahnsinnig es schien, war in Erfüllung gegangen. Binnen zwanzig Tagen brachte er die Mannschaft ein, wie er es sich unterfangen hatte. —

Kleon, der im Jahre 422 mit einem Heere nach Thrakien gezogen war und dort zunächst Erfolge erzielt hatte, wandte sich gegen Amphipolis, blieb aber einstweilen in der Gegend von Eïon und ver-

hielt sich ruhig, sah sich dann aber doch genötigt, das zu tun, was sein Gegner Brasidas erwartet hatte. Denn seine Soldaten murrten über das Stillsitzen und stellten Vergleiche über seine Führung an, mit welcher Unverständigkeit und Schlappeheit es bei ihm, mit welcher Erfahrung und Entschlossenheit es beim Gegner zugehe. Dazu waren sie schon von Haus aus nur widerwillig mit ihm ausgezogen. Da er nun das Murren merkte und nicht wollte, daß sie durch das Stillsitzen am selben Fleck unzufrieden würden, setzte er sich in Marsch. Er wandte dabei dasselbe Verfahren an, auf das er sich bei Pylos mit so viel Glück verlassen hatte und so viel einbildete. Er erwartete nämlich gar nicht, daß einer sich ihm stellen würde, sondern sagte, er ziehe nur zur Besichtigung des Geländes aus. Und wirklich wartete er die Verstärkungen nicht ab, um die sichere Überlegenheit für den Fall, daß er schlagen müsse, zu haben, sondern nur in der Absicht, die Stadt Amphipolis einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen. So rückte er an und brachte sein Heer vor Amphipolis auf einer steilen Anhöhe in Stellung, um selbst die sumpfige Niederung am Strymon und die Lage der Stadt in Augenschein zu nehmen. Er war der Meinung, jederzeit wenn er wolle, ohne Kampf abziehen zu können. Es zeigte sich nämlich auch niemand auf der Mauer und ebensowenig kam jemand an den Toren zum Vorschein, sondern die blieben alle geschlossen. Deswegen bedauerte er es schon, keine Sturmmaschinen mitgebracht zu haben. Sonst hätte er ja die von Verteidigern entblößte Stadt nehmen können. — Kleon, der sich zur Beobachtung des Gegners nach

vorne begeben hatte, erhielt die Meldung, das ganze Heer der Feinde sei in der Stadt zu sehen und unter dem Tore durch könne man Füße von Pferden und Menschen in Menge erblicken, als ob sie ausrücken wollten. Auf diese Meldung ging er dicht heran, und da er sich mit eigenen Augen überzeugt hatte, aber vor Ankunft der Verstärkungen keine entscheidende Schlacht schlagen wollte, auch glaubte, immer noch Zeit zum Abzug zu haben, ließ er das Zeichen zum Abmarsch geben und befahl, wie das auch das einzig Mögliche war, nach links abzubrechen und sich in Richtung Eïon zurückzuziehen. Da ihm das aber zu langsam ging, schwenkte er selbst vorzeitig mit dem rechten Flügel ab, wodurch er dem Feind die offene Flanke bot, und setzte sich in Marsch. In diesem Augenblick, als der feindliche Führer Brasidas die gebotene Gelegenheit sah und wie das Heer der Athener sich bewegte, sagte er zu seiner Umgebung und den andern: „Die Kerls halten nicht stand. Man sieht das an der Unruhe der Lanzen und Köpfe. Wo das so ist, pflegt ein Angriff keinen Widerstand zu finden. Jetzt also auf mit dem bestimmten Tor und hinaus und mutig drauf, so schnell wir können.“ Und der stürmte durch das Tor bei dem Pfahlwerk, das äußerste in der langen Mauer damals, eilte im Laufschrift geradeswegs dorthin, wo heute auf dem höchsten Punkt der Gegend das Siegesmal steht, fiel in die durch ihre eigene Unordnung wie durch seine Kühnheit erschreckten Athener und drang nach der Mitte des Heeres vor. Gleichzeitig brach Klearidas wie verabredet aus dem Thrakischen Tore vor und warf sich auf den Feind. So kam es, daß die Athener

durch die unerwartet plötzlichen Angriffe auf zwei Seiten in Verwirrung gerieten. Ihr linker Flügel auf der Straße nach Eïon, der bereits einen Vorsprung hatte, riß ab und lief davon. Da wird Brasidas, der beim Weichen des linken Flügels gegen den rechten vordrang, verwundet. Die Athener bemerkten sein Fallen nicht, seine Leute hoben ihn auf und trugen ihn fort. Der rechte Flügel der Athener hielt besser stand. Kleon freilich, der ja von vornherein an kein Standhalten gedacht hatte, riß gleich aus, wurde aber von einem Leichtbewaffneten eingeholt und niedergemacht. Seine Schwerbewaffneten zogen sich zusammen, schlugen den Angriff des Klearidas zwei- bis dreimal ab und nicht eher gaben sie Raum, bis die feindlichen Reiter und Schwerbewaffneten sie umringten und durch ihre Speerwürfe zum Weichen brachten.

So war also bereits das ganze Heer der Athener in die Flucht geschlagen. Nur mit Mühe und Not und auf zahlreichen Wegen flüchtete über das Gebirge was von ihnen nicht gleich im Handgemenge oder von den Reitern und Schwerbewaffneten niedergemacht war. Die übrigen entkamen nach Eïon. Die den Brasidas aufgehoben und aus dem Schlachtgetümmel gerettet hatten, brachten ihn noch atmend in die Stadt. Auch erfuhr er noch, daß die Seinen gesiegt, gab aber bald danach seinen Geist auf. Das übrige Heer unter Klearidas nahm nach der Rückkehr von der Verfolgung den Gefallenen die Rüstungen ab und errichtete ein Siegesmal.

Als die Einwohner von Kerkyra hörten (427), daß die attische Flotte heransegele und die der Pelo-

ponnesier abziehe, brachten sie ihre Messenischen Bündner, die bis dahin draußen lagen, in die Stadt, ließen die Schiffe, die diese bemannt hatten, in den Hafen einlaufen und brachten auf dieser Fahrt was sie von Gegnern aufgriffen um. Auch wer von der aristokratischen Partei vorher sich von ihnen, den Demokraten, hatte beschwatzen lassen, Schiffsdienste bei ihnen zu nehmen, den setzten sie an Land und richteten ihn hin. Dann zogen sie zum Heratempel, beredeten etwa fünfzig von den Aristokraten, die dort Schutz gesucht hatten, sich einem ordentlichen Gerichtsverfahren zu unterziehen und verurteilten sie alle zum Tode. Die meisten von den Flüchtlingen aber, soweit sie sich nicht hatten bereden lassen und nun sehen mußten was vorging, gaben sich im Heiligtume gegenseitig den Tod, manche hängten sich auch an den Bäumen dort auf oder nahmen sich, wie es gerade ging, das Leben. Sieben Tage brauchten die Kerkyraier, um alle hinzuschlachten, die sie für ihre politischen Gegner hielten. Die Schuld, die sie ihnen vorwarfen, lautete: Sturz der Demokratie. Es mußten aber auch manche um persönlicher Feindschaft willen oder als Gläubiger unter den Händen ihrer Schuldner sterben. In all seinen Gestalten trat der Tod auf und was immer in solcher Lage Schreckliches vorkommen kann — nichts gab es, was hier nicht eintrat und womöglich noch Schlimmeres. Der Vater brachte den Sohn um. Von den Altären riß man sie und tötete sie auf den Stufen. Ja, welche wurden sogar im Tempel des Dionysos eingemauert und starben so dahin.

Zu solcher Roheit steigerte sich der Parteikampf,

und das wirkte damals um so schlimmer, weil es zum ersten Male in der griechischen Geschichte geschah. Denn später wurde sozusagen die ganze griechische Welt in die Bewegung hineingezogen, da es an jedwedem Platze Parteigung gab und nun die Führer der Volkspartei jeweils die Athener, die Aristokraten aber die Spartaner herbeiholten. In ruhigen Zeiten hätten sie keinen Vorwand und auch keine Lust gehabt, sie herbeizurufen; da sie aber im Kriege miteinander lagen und Bundesgenossen also für jede Partei etwas bedeuteten, geschah es leicht, daß jeweils die Partei des Umsturzes zur Vernichtung der Gegenpartei und damit zur eigenen Stärkung sich diese fremde Hilfe zu beschaffen suchte. Ja, es brach infolge der Parteigung viel Leid über die griechischen Städte herein, wie es immer war und auch immer sein wird, solange die menschliche Natur dieselbe ist, bald heftiger bald harmloser und in den Formen wechselnd, je nachdem wie der Umschlag der Dinge die einzelnen Staaten trifft. Im Frieden nämlich und wenn die Geschäfte gut gehen, meinen die Staaten wie die einzelnen es ganz gut miteinander, weil sie nicht unter den Zwang der Not fallen. Der Krieg aber, der ihnen unter der Hand die leichte Befriedigung der täglichen Bedürfnisse nimmt, ist ein gewalttätiger Lehrmeister und paßt die Leidenschaften der Masse an ihre Lage an.

Im Sturm der Parteien bebte nun das politische Leben der griechischen Staaten und was dabei jeweils nachher geschah, das steigerte auf Grund der Erfahrungen mit den früheren Vorkommnissen nur noch mächtig den Überdrang nach unerhörten Ent-

würfen zu ausgeklügelten Maßnahmen und ganz unsinnigen Racheakten.

Selbst die gewöhnliche Bedeutung der Worte für die Sachen änderten sie nach Gutdünken: Frechheit ohne Sinn und Verstand war Mannesmut treuer Parteigenossen. Vorsichtiges Zögern — getarnte Angst. Besonnenes Verhalten — Maske des Feiglings. Vernunft in allem — Versagen bei jedem. Verrückter Radikalismus wurde echter Mannesart zugerechnet. Wer seine Unternehmungen bedächtigt zu sichern trachtete, suchte nur einen feinen Vorwand, sich zu drücken. Wer über alles murrte, auf den konnte man sich verlassen. Wer aber den Hetzern widersprach, war verdächtig. Wem seine Ränke glückten, galt für klug. Für noch bedeutender, wer hinter allem etwas witterte. Wer vorsorgte, daß er dies ganze Treiben nicht brauchte, zersetzte die Partei und hatte sich durch die Gegenseite einschüchtern lassen. Schlechthin gelobt wurde, wer dem zuvorkam, der eine Niedertracht vorhatte. Nicht minder wer den, der gar nicht an so etwas dachte, dazu anstiftete. Ja sogar die Verwandtschaft stand den Menschen ferner als die Partei, weil man in ihr schneller zu rücksichtslosen Verwegenheiten bereit war.

Nicht nämlich dem Gemeinnutz gemäß den geltenden Gesetzen dienten solche Verbindungen, sondern dem Eigennutz wider die bestehenden. Und die Eide, die die Parteigenossen aneinander banden, zogen ihre Kraft nicht aus dem göttlichen Gesetz als vielmehr aus dem gemeinsamen Willen zum Bruch der Gesetze. Kamen von der Gegenpartei gültliche Vorschläge, so nahm man sie, wenn man die

Vorhand hatte, nur gegen wirksame Sicherheiten an, nicht in edlem Vertrauen.

Rache zu nehmen für eine Kränkung stand höher im Kurs als einer Kränkung vorzubeugen. Eide, die etwa bei einer Versöhnung geschworen wurden, waren nur für den Augenblick als Notbehelf geleistet und behielten ihre Kraft nur so lange, als man anderswoher keine Macht hatte. Wer im rechten Augenblick sich ermannete, nahm seine Rache, wenn er den Gegner ungeschirmt sah, lieber in tückischem Vertragsbruch als in offener Kampfansage. Dabei stellte er die Ungefährlichkeit in Rechnung und außerdem, daß er auch noch den Preis der Schlaueit beanspruchen konnte, weil er den Gegner durch List übertölpelt hatte. Eher lassen sich ja die meisten Menschen gerissene Verbrecher nennen als anständige Tröpfe. Hierüber schämen, damit brüsten sie sich.

Der Anfang von all dem lag in Habgier und Ehrgeiz. Daher auch die Hemmungslosigkeit derer, die in den Machtkampf eintraten. Denn die Parteihäupter jeweils in den einzelnen Städten besorgten unter wohlklingenden Bezeichnungen, indem sie mit Vorliebe die Worte „politische Gleichberechtigung“ oder auf der andern Seite „gemäßigte Aristokratie“ gebrauchten, angeblich nur das Gemeinwohl und führten dafür ihre Kämpfe, tatsächlich aber stritten sie auf jede Weise miteinander um den Vorrang, wagten dabei das Schlimmste und verstiegen sich in ihren Racheakten zu noch Schlimmerem, indem sie ihren Gegnern ohne jede Rücksicht auf Recht und Gemeinwohl Böses zufügten und sich dabei Grenzen nur an dem setzten, was jeder Partei jeweils Freude

machte. Und da sie durch ungesetzliche Abstimmung oder mit Gewalt die Macht gewannen, waren sie stets bereit, ihren augenblicklichen Parteihaß bis zum Halse zu stopfen.

Gottesfurcht galt für keine der Parteien mehr. Wenn aber ein gemeiner Anschlag geglückt war, so liebten sie es, ihrer Sache mit erhabenen Worten einen besseren Klang zu geben.

Wer von der Bürgerschaft keiner der beiden Parteien angehörte, wurde von beiden vernichtet, teils weil er nicht mitmachte, teils weil man es ihm nicht gönnte, ungeschoren zu bleiben.

So entstand im Griechenvolke jede Art von Niedertracht. Einfalt, dies sicherste Kennzeichen menschlichen Adels, wurde zum Gespött und verschwand. Kampf aller gegen alle, wobei jeder der Gesinnung des andern mißtraute, herrschte weit und breit. Denn niemanden gab es, der ausgleichen konnte, da weder ein Wort fest noch ein Eid furchtbar genug war.

Da alle für die unsichere Zukunft stärker auf kluge Berechnung bauten als auf festen Sinn, sorgten sie mehr dafür, sich gegen Schaden zu sichern, als daß sie die Kraft gehabt hätten, einander zu vertrauen. Und gerade die geistig tiefer Stehenden kamen dabei, wie meist, nach oben. Denn im bedrückenden Gefühl ihrer eigenen geistigen Bedürftigkeit und der Klugheit ihrer Gegner schritten sie, um bei einer Auseinandersetzung nur nicht zu unterliegen und durch die Gewandtheit der Gegner schon gleich im voraus abgetrumpft zu werden, von Anfang an frech zur Tat. Die andern aber, die geringschätzig dachten, sie würden es schon rechtzeitig merken

und brauchten sich keineswegs mit Gewalt zu nehmen, was Klugheit von selbst erreichen werde, sahen sich nicht vor und kamen nur um so eher zu Fall.

Es traf sich gleich nach der Schlacht bei Amphipolis (422), daß keine der Parteien mehr Krieg wollte und ihnen der Sinn mehr nach Frieden stand. Den Athenern, da sie bei Delion und kurz danach bei Amphipolis schwer geschlagen waren und nicht mehr die feste Zuversicht zu ihrer Macht hatten, in der sie früher den Frieden abgelehnt hatten, weil sie bei ihrem Glück damals auf einen entscheidenden Sieg rechneten. Zudem fürchteten sie auch, ihre Bündner würden infolge ihrer Niederlagen sich gegen sie erheben und immer mehr abfallen, und nun reute es sie, daß sie nach den Ereignissen von Pylos, wo ein ehrenvoller Anlaß gegeben war, sich nicht verständigt hatten. Für die Lakedaimonier auf der andern Seite hatte der Krieg, in dem sie die Macht der Athener in wenigen Jahren durch Verwüstung ihres Landes vernichten zu können geglaubt hatten, einen unerwarteten Verlauf genommen. Sie hatten auf der Insel eine Niederlage erlitten, wie Sparta sie noch nicht erlebt; von Pylos und Kythera aus wurde ihr Land verheert, die Heloten liefen ihnen fort und sie mußten immer damit rechnen, daß die im Lande gebliebenen, auf die nach auswärts gezogenen zählend, ihnen, wie schon früher, Unruhen machen würden. Dazu kam noch, daß auch der dreißigjährige Waffenstillstand mit Argos zu Ende ging und die Argeier keinen neuen schließen wollten, wenn man ihnen nicht die Landschaft Kynosuria abtrete. Es schien aber unmöglich,

gegen Argeier und Athener zusammen zu kämpfen. Auch von den peloponnesischen Städten hatten sie welche im Verdacht, sie würden zu den Argeiern abfallen, was denn auch wirklich eingetreten ist.

Aus solchen Erwägungen glaubten beide, man müsse Frieden schließen, nicht am wenigsten die Lakedaimonier, denen sehr daran lag, ihre Leute von der Insel zurückzubekommen. Denn die Spartiaten darunter gehörten zu den ersten Familien. Sie hatten auch gleich nach ihrer Gefangennahme zu verhandeln begonnen; aber so lange es den Athenern gut ging, wollten die noch nicht auf gleich zu gleich abschließen. Nach deren Niederlage bei Delion hatten die Lakedaimonier sofort bemerkt, daß sie jetzt schon eher nachgeben würden, und schlossen Waffenstillstand auf ein Jahr ab, in dessen Verlauf sie zusammentreten und über eine Verlängerung verhandeln sollten.

Seitdem hatte nun aber die Athener auch noch die Niederlage bei Amphipolis getroffen und Kleon wie Brasidas waren gefallen, die beiderseits dem Frieden am meisten entgegenarbeiteten; Brasidas, weil seine Kriegführung ihm Erfolg und Ehre brachte, Kleon aber, weil er glaubte, daß im Frieden seine Gemeinheiten eher ans Licht kommen und seine Verdrehungen weniger Glauben finden würden.

So trat man noch in diesem Winter zu Verhandlungen zusammen. Schon gegen das Frühjahr (421) wurde von seiten der Lakedaimonier wieder mit dem Säbel gerasselt und die Parole zu Festungsbauten herumgetragen, alles, damit die Athener eher Gehör gäben. Bei den Verhandlungen brachten beide Teile viele Forderungen vor, doch kam man schließ-

lich überein, unter der Bedingung Frieden zu schließen, daß beide Parteien, was sie im Kriege gewonnen, herausgeben sollten. Nur Nisaia sollten die Athener behalten. Darauf riefen die Lakedaimonier ihre Bündner zusammen, und da die mit wenigen Ausnahmen für den Frieden stimmten, schlossen sie den Vertrag ab und bekräftigten ihn gegen die Athener wie diese gegen die Lakedaimonier durch Opfer und Eide.

Damit schließt die Darstellung des ersten Krieges, der ohne Unterbrechung zehn Jahre (431—421) gedauert hat.

Nachdem Lakedaimonier und Athener Frieden und Bündnis geschlossen, herrschte unter denen, die ihn angenommen, zwar Friede, aber die Korinther und einige Städte in der Peloponnes suchten die Abmachungen zu erschüttern, und bald ergab sich noch ein weiteres Zerwürfnis zwischen den Bündnern und Sparta. Aber auch den Athenern wurden die Lakedaimonier im Laufe der Zeit verdächtig, weil es Punkte gab, in denen sie die Abmachungen nicht erfüllten. Sechs Jahre und zehn Monate vermieden sie zwar beide alle Einfälle in das Gebiet des Gegners, auswärts aber suchten sie unter einer Waffenruhe, die nicht galt, einander möglichst zu schaden. Schließlich indes sahen sie sich genötigt, den nach den zehn Jahren geschlossenen Vertrag zu lösen, und traten wieder offen in den Krieg ein.

Beschrieben hat auch diesen derselbe Thukydides aus Athen und zwar der Reihe nach in Sommer und Winter die einzelnen Ereignisse, bis die Lakedaimonier und ihre Bündner der Herrschaft der Athener ein Ende machten und die langen Mauern

und den Hafen besetzten (404). Bis dahin dauerte der Krieg im ganzen siebenundzwanzig Jahre. Meinte jemand, der in der Mitte liegenden Vertragszeit gebühre nicht der Name des Krieges, so würde man die Sache nicht richtig beurteilen. Man betrachte nur, wie diese Zeit durch die tatsächlichen Verhältnisse zerrissen ist, und wird finden, daß man füglich nicht von Frieden reden kann in einem Zeitraum, da man weder alles herausgab noch alles herausbekam, was abgemacht war; außerdem kam es im Krieg mit Mantinea und Epidauros und auch sonst zu weiteren Verstößen auf beiden Seiten. Auch zeigten die Bündner an der Thrakischen Grenze nach wie vor eine feindliche Haltung gegen Athen und die Boioter hatten immer nur Waffenruhe von zehn zu zehn Tagen. Mit dem ersten, dem zehnjährigen Kriege also und der darauffolgenden zweifelhaften Waffenruhe und danach dem späteren Kriege wird man bei genauer Berechnung bis auf wenige Tage genau so viele Jahre, wie gesagt, herausbekommen. Für Leute, die fest auf Orakelsprüche bauen, ist von allem Prophezeiten denn auch dies allein sicher eingetroffen. Ich erinnere mich nämlich noch recht gut, wie von Anfang des Krieges bis zu seinem Ende immer wieder prophezeit wurde, er müsse dreimal neun Jahre dauern. Ich habe den ganzen Krieg miterlebt und war bei meinem Alter einsichtig und aufmerksam genug, daß ich genau Bescheid wissen kann. Auch ist es mir widerfahren, daß ich nach meinem Oberbefehl gegen Amphipolis (424) zwanzig Jahre meine Vaterstadt meiden mußte, und so konnte ich, nahe bei den Ereignissen auf beiden Seiten — meiner Verban-

nung wegen gerade auch auf Seiten der Peloponnesier —, in Ruhe den Gang der Dinge beobachten. Nun will ich den Zwist nach den zehn Jahren, den Bruch des Friedens und die weiteren Kriegsergebnisse erzählen.

Bei der Spannung, die zwischen Lakedaimon und Athen eingetreten war (420), setzte die Partei in Athen, die den Vertrag wieder zu lösen trachtete, heftig ein. Zu der gehörte unter anderen auch Alkibiades, des Kleinias Sohn, damals noch ein recht junger Mann (wie man wenigstens anderswo gefunden hätte), der aber seiner Ahnen wegen in hohem Ansehen stand. Der hielt zwar eine engere Verbindung mit Argos schon an sich für besser, vor allem aber war er aus ehrgeizigem Selbstbewußtsein ein Gegner des Friedens, weil die Lakedaimonier den Vertrag mit Hilfe von Nikias und Laches zustande gebracht, ihn aber wegen seiner Jugend übergangen und nicht entsprechend der alten politischen Freundschaft geachtet hatten, die sein Großvater freilich aufgesagt hatte, er selbst aber durch Gefälligkeiten gegen die Gefangenen von der Insel erneuert zu haben vermeinte. Weil er sich in jeder Beziehung zurückgesetzt glaubte, hatte er schon von Anfang an gegen den Frieden gesprochen und behauptet, auf die Lakedaimonier sei kein Verlaß, sondern sie suchten nur deswegen Frieden, um nach Einigung mit den Athenern die Argeier völlig niederzuwerfen und danach gegen die vereinsamten Athener zu ziehen. Als nun damals die Spannung eingetreten war, schickte er gleich auf eigene Hand

zu den Argeiern und ließ sie auffordern, sie sollten mit dem Ansuchen um ein Bündnis so schnell wie möglich in Gesellschaft der Mantineer und Eleer nach Athen kommen, wofür jetzt der gegebene Augenblick sei und wobei er selber ihnen aufs kräftigste helfen wolle.

Als die Argeier diese Botschaft erhalten hatten und auch erfuhren, nicht unter Zustimmung der Athener sei das Bündnis mit den Boiotern zustande gekommen, sondern sie seien in eine große Spannung zu den Lakedaimoniern geraten, nahmen sie keine Rücksicht auf ihre Gesandten in Sparta, die für sie wegen eines Vertrages dort weilten, sondern richteten ihre Blicke wieder mehr auf Athen, im Glauben, die ihnen seit alters befreundete, demokratisch wie sie regierte und zur See mächtige Stadt werde auf ihrer Seite kämpfen, falls sie in einen Krieg verwickelt würden. Sie schickten also sofort Gesandte an die Athener wegen eines Bündnisses. Die Eleer und Mantineer schlossen sich der Gesandtschaft an. Es kamen aber auch von Lakedaimon Gesandte in aller Eile, und zwar Männer, die ihrer Meinung nach bei den Athenern wohlgekommen waren, Philocharidas, Leon und Endios. Sie fürchteten nämlich, die Athener möchten in ihrem Ärger mit den Argeiern abschließen, zugleich aber wollten sie Pylos an Stelle von Panakton verlangen und sich wegen des Bündnisses mit den Boiotern rechtfertigen, daß es nicht gegen Athen gerichtet sei.

Als die Gesandten im Rat hierüber sprachen und erklärten, sie kämen mit der Vollmacht, über alle strittigen Punkte abzuschließen, machte das den Alkibiades bange, jene möchten, wenn sie dasselbe

auch vor dem Volke sagten, die Masse für sich gewinnen und das Bündnis mit den Argeiern könne abgewiesen werden. Daher ersann Alkibiades gegen sie eine List: Er überredete die Lakedaimonier und versicherte ihnen eidlich, wenn sie vor dem Volke nichts von ihrer Vollmacht sagten, so würde er ihnen Pylos wieder verschaffen (denn er könne ebensogut den Athenern zureden, wie er ihnen jetzt abrate) und auch das übrige einrenken. Er tat das in der Absicht, einerseits sie von Nikias abzubringen, anderseits sie beim Volke verdächtig zu machen, als ob sie nichts Aufrichtiges im Sinne hätten und niemals zu ihrem Worte stünden, und um so das Bündnis mit den Argeiern, Eleern und Mantineern zustande zu bringen. Und so kam es auch wirklich. Denn als sie vor dem Volke auftraten und auf Befragen nicht, wie vorher vor dem Rate, erklärten, sie kämen mit Vollmacht, da hielten die Athener nicht mehr an sich, sondern hörten nur auf Alkibiades, der nun noch viel mehr als früher auf die Lakedaimonier schimpfte, und waren so weit, daß sie die Argeier und deren Freunde vorlassen und mit ihnen abschließen wollten. Da jedoch, ehe es zum gültigen Beschluß kam, ein Erdbeben eintrat, wurde diese Versammlung vertagt.

Im Sommer des Jahres 416 fuhr Alkibiades mit zwanzig Schiffen nach Argos und ließ dort diejenigen von den Argeiern, die im Verdacht standen, es mit den Lakedaimoniern zu halten, verhaften, dreihundert Mann. Die Athener setzten diese auf den Inseln in der Nähe, die unter ihrer Hoheit standen, fest. Dann zogen die Athener gegen die Insel

Melos mit dreißig eigenen, sechs chiischen und zwei lesbischen Schiffen, zwölfhundert Schwebewaffneten, dreihundert Bogenschützen, zwanzig berittenen Schützen aus Athen selbst und etwa zwölfhundert Schwebewaffneten von den verbündeten Inseln. Die Melier sind ein Pflanzvolk der Lakedaimonier und wollten sich nicht wie die anderen Inselgriechen den Athenern unterwerfen, sondern schlossen sich zuerst keiner der beiden Parteien an und verhielten sich ruhig; dann aber, als die Athener sie durch Verwüstung ihres Landes zwingen wollten, entschlossen sie sich zum offenen Kriege. Mit jener Streitmacht legten sich nun die Feldherren Kleomedes, des Lyomedes, und Tisias, des Tisimachos Sohn, in ihr Gebiet, wollten aber vor Eröffnung der Feindseligkeiten mit ihnen unterhandeln und schickten deswegen Gesandte. Die Melier aber ließen diese nicht vor die Volksversammlung, sondern forderten sie auf, vor den Behörden und den führenden Männern auszurichten, wozu sie gekommen seien. Da sagten die Gesandten der Athener folgendes:

Wie ihr uns schon nicht vor dem Volke zu Worte kommen laßt, damit die Leute nur ja nicht in zusammenhängender Rede Verlockendes und Unwiderlegliches auf einmal zu hören bekommen und so von uns verführt werden — merken wir doch, daß dies der Zweck der Vorladung vor diesen kleinen Kreis ist —, so habt ihr auch in dieser Sitzung es noch sicherer für euch eingerichtet. Denn ihr wollt nicht in zusammenhängender Rede eure Entscheidung begründen, sondern so, daß ihr bei jedem Satze, mit dem ihr nicht einverstanden seid, sofort eingreifen

könnt. Zunächst denn also: Seid ihr mit unserem Vorschlage einverstanden?

Darauf antworteten die Bevollmächtigten der Melier: Die Verbindlichkeit, in der ihr die Sache mit Ruhe unter uns beredet haben wollt, ist nicht zu beanstanden; die kriegerischen Anstalten indes, die ihr schon getroffen habt, nicht etwa erst treffen wollt, scheinen damit in Widerspruch zu stehen. Wir sehen ja, daß ihr als Richter gekommen seid in der Sache, die zur Verhandlung steht, und das Ende davon wird uns, so wir, wie zu erwarten, mit unsern Rechtsgründen obsiegen und eben darum nicht nachgeben, den Krieg bringen; fügen wir uns aber, die Knechtschaft.

Athen er: Ja, wenn ihr gekommen seid, um Vermutungen über die kommenden Dinge auszuklären oder zu einem andern Zwecke sonst und nicht, um auf Grund der Lage und der sichtlichen Tatsachen über die Rettung eures Staates zu beraten, so können wir gleich Schluß machen. Wollt ihr aber dies, so können wir fortfahren.

Melier: Es ist natürlich und verzeihlich, wenn Leute in unserer Lage mit Wort und Meinung sich viel hin und her wenden. Freilich geht es in dieser Zusammenkunft um unsere Rettung. Daher soll, wenn es euch beliebt, die Verhandlung so laufen, wie ihr vorschlagt.

Athen er: Sehr wohl. Wir unserseits wollen bestimmt nicht mit schönen Redensarten, wie z. B. daß wir als die Sieger über den Perserkönig ein Recht auf Herrschaft haben oder daß wir als die Beleidigten jetzt gegen euch vorgehen, euch eine lange Rede vorsetzen, die doch keinen Glauben

findet; erwarten aber auch von euch, daß ihr euch nicht einbildet, ihr könntet auf uns mit der Begründung Eindruck machen, ihr wäret nur als Pflanzvolk der Lakedaimonier nicht mit uns ins Feld gezogen oder ihr hättet uns nichts zu Leide getan. Sucht lieber nur das durchzusetzen, was auf Grund der wahren Gesinnung von uns beiden möglich ist. Ihr wißt es und wir wissen es, daß, wie die Menschen nun einmal gesinnt sind, das Gerechte nur dann anerkannt wird, wenn beide Seiten über gleiche Gewalt verfügen, daß aber sonst das Mögliche regiert, das der Mächtige durchdrückt, der Schwache hinnimmt.

Melier: Wie wir wenigstens glauben, ist es nützlich — und so müssen wir ja sprechen, da ihr doch der Verhandlung nicht das Recht, sondern den Nutzen zugrunde legen wollt —, das allgemeine Menschenrecht nicht aufzuheben; dabei halten wir es freilich auch für ratsam, jedem, der in Not ist, Billigkeit für Recht ergehen zu lassen und ihm ein wenig entgegenzukommen, auch wenn er sein Recht nicht so ganz genau hat erweisen können. Und das ist nicht weniger zu eurem Besten, da ihr ja durch die furchtbare Strafe, die euch im Falle einer Niederlage treffen müßte, für alle anderen ein warnendes Beispiel werden würdet.

Athen er: Wir werden bei unserer Herrschaft, auch für den Fall, daß sie einmal aufhören sollte, im Gedanken an dies Ende nicht mutlos. Denn Herren, wie z. B. die Lakedaimonier (mit denen wir es übrigens hier nicht zu tun haben) sind für Besiegte nicht furchtbar, wohl aber Untertanen, wenn sie sich etwa gegen ihre Herren erheben und

sie besiegen. Doch mit dieser Gefahr laßt uns schon fertig werden. Daß wir aber jetzt zum Nutzen unserer Herrschaft hier sind und zum Heile eures Staates die Verhandlungen führen, das wollen wir euch zeigen, da wir kampfflos die Herrschaft gewinnen und euch zu unser beider Nutzen gerettet sehen möchten.

Mel i e r : Ja, wie könnte es für uns ebenso nützlich sein, Knechte, wie für euch, Herren zu werden?

A t h e n e r : Weil euch die Unterwerfung das Schlimmste ersparen würde, wir aber daran gewöhnen, daß wir euch nicht zu vernichten brauchten.

Mel i e r : Das heißt: Daß wir Ruhe hielten und aus Feinden Freunde würden, ohne uns mit einer Partei zu verbünden, damit würdet ihr euch nicht zufrieden geben?

A t h e n e r : Nein. Denn eure Feindschaft schadet uns nicht so viel wie eure Freundschaft, da diese unseren Untertanen nur unsere Schwäche, euer Haß aber unsere Macht bezeugen würde.

Mel i e r : Treffen denn eure Untertanen mit dieser Auffassung das Richtige, wenn sie Leute, die euch nichts angehen, auf dieselbe Stufe stellen, entweder mit euren Pflanzvölkern überhaupt oder mit solchen von ihnen, die ihr nach einem Abfall wieder unterworfen habt?

A t h e n e r : An einem Rechtsgrunde, denken sie, würde es weder den einen noch den andern fehlen, aber es würde nur eine Machtfrage sein, wenn die unabhängig blieben und wir, aus Angst, nicht an sie gingen. Nicht nur zur Erweiterung unserer Macht, sondern auch zur Festigung unserer Stellung würde eure Unterwerfung beitragen, zumal ihr als verhältnismäßig schwaches Inselvolk nicht

unabhängig von den Herren der See bleiben könnt. Mel i e r : In der von uns vorgeschlagenen Haltung aber vermöchtet ihr keine Sicherheit zu erblicken? (Wie ihr uns ja aus den Rechtserwägungen hinausgedrängt habt und verlangt, daß wir immer nur auf das achten, was in eurem Interesse liegt, so müssen wir unsererseits doch auch aufzeigen, was in dem unsern liegt, und euch, falls es mit dem euren zusammenfällt, dazu zu bekehren suchen.) Denn wie werdet ihr nicht alle, die jetzt noch neutral sind, notwendig zu euren Feinden machen, wenn sie über die Vorgänge hier zu der Meinung kommen müssen, daß ihr irgendwann einmal auch an sie geht? Was tut ihr also mit dieser Politik anderes, als daß ihr eure Feinde noch vermehrt und die, die nicht einmal daran denken, es zu werden, wider Willen dazu zwingt?

A t h e n e r : Wir halten eben nicht die für die Gefährlichen, die irgendwo auf dem Festlande sitzen und daher die Freiheit haben, sich mit der Abwehr gegen uns sehr viel Zeit zu lassen, sondern die Inselbewohner, und zwar die unabhängigen, wie ihr es seid, ferner auch die, die durch den Druck der Herrschaft schon erbittert sind. Denn die möchten sich wohl am ehesten dem Unüberlegten zuwenden und sich selbst wie uns in sichere Gefahr stürzen.

Mel i e r : Nun wohl denn! Wenn ihr so Gefährliches wagt, um eure Herrschaft nicht zu verlieren, und wenn die Unterworfenen ebenso handeln, um sie loszuwerden, so wäre es doch von uns, die wir noch frei sind, eine große Niederträchtigkeit und Feigheit, wenn wir nicht alles mögliche versuchen wollten, ehe daß wir Knechte werden.

Athen er: Keineswegs, wenn ihr nur mit Vernunft zu Räte geht. Denn ihr habt ja nicht unter gleichen Bedingungen für eure Heldenehre zu streiten, daß ihr euch keine Schande aufladet, sondern ihr habt vielmehr über eure Rettung zu beraten, daß ihr euch nicht gegen den weit Mächtigeren stellt.

Mel ier: Aber wir wissen auch, daß das Kriegsglück die Lose bisweilen unparteiischer greift, als es die verschiedene Stärke der beiden Seiten erwarten läßt. Geben wir sogleich nach, so sind wir aller Hoffnung ledig; handeln wir aber, so bleibt doch noch die Hoffnung, daß wir uns behaupten.

Athen er: Gewiß! Hoffnung ist Trost in Gefahr und sie wird einem, der bei reichen Hilfsmitteln auf sie baut, wohl einmal schädlich, nie aber verderblich. Wer indes mit ihr sein alles aufs Spiel setzt (denn sie ist eine Verschwenderin von Natur aus), lernt sie erst kennen, wenn das Unglück geschehen ist und sie ihm nicht einmal mehr so viel übrig läßt, daß er dies nun vor ihr, der erkannten, in acht nehmen könnte. Dem eben aber solltet ihr euch nicht aussetzen, da ihr machtlos seid und mit einem Schlag erledigt werden könnt. Ihr sollt es auch nicht machen wie die vielen, die auch da, wo Rettung mit menschlichen Mitteln noch möglich wäre, kaum daß die sichtbaren Hoffnungen zu schwinden beginnen, sich den unsichtbaren zuwenden, der Wahrsagerei, den Orakeln und was sonst derart mit trügerischen Hoffnungen uns narrt.

Mel ier: Für schwierig halten auch wir es — das könnt ihr glauben —, gegen eure Macht und das Glück, wenn es nicht gleich zu gleich steht, anzu-

kämpfen. Gleichwohl vertrauen wir, das Glück, das von der Gottheit kommt, werde uns nicht zunichte werden lassen, weil auf unserer Seite Gottesfurcht gegen Ungerechtigkeit steht. Was uns an Macht abgeht, wird die Bundeshilfe der Lakedaimonier ersetzen, die uns, wenn sonst aus keinem Grunde, doch schon der Stammesverwandschaft wegen und anstandshalber beistehen müssen. So ganz und gar unbegründet ist unser Vertrauen also nicht.

Athen er: Was das gute Verhältnis zu den Göttern angeht, so glauben auch wir da nicht zurückzustehen. Wir beanspruchen oder betreiben ja nichts Unmenschliches weder in unserer Haltung zu den Göttern noch in unserer Gesinnung gegen die Menschen. Denn wir nehmen vom göttlichen Wesen als wahrscheinlich, vom menschlichen als sicher an, daß überall mit Naturnotwendigkeit der Starke über den Schwachen herrscht. Wir haben dies Gesetz weder erlassen noch von dem erlassenen zuerst Gebrauch gemacht, sondern wir haben es als geltend überkommen und werden es auch als gültig auf immer hinterlassen, und so richten wir uns auch danach und wissen genau, ihr würdet es wie jeder andere bei gleicher Macht genau so wie wir machen. Was also die Gottheit angeht, so brauchen wir billigerweise eine Niederlage nicht zu befürchten. Was aber eure Hoffnung auf die Lakedaimonier betrifft, in der ihr darauf baut, daß sie schon anstandshalber euch helfen werden, so beglückwünschen wir euch zu eurer Harmlosigkeit, beneiden euch aber nicht um euren Unverstand. Denn Lakedaimonier handeln zwar gegeneinander und in dem, was bei

ihnen zu Lande gilt, meist vornehm, über ihr Verhalten aber zu andern Völkern wäre viel zu sagen. Kurz und bündig würde man sie am besten so kennzeichnen, daß unter allen bekannten Völkern sie am unverhohlensten was gefällt für gut, was nützt für recht halten. Eine solche Gesinnung verspricht doch nichts für eure jetzt so grundlos erwartete Rettung.

Melier: Gerade deswegen haben wir das größte Zutrauen, daß sie ja um ihres eigenen Vorteils willen uns Melier, ihr Pflanzvolk, nicht werden preisgeben wollen, weil sie so ihren Freunden unter den Hellenen nur verdächtig, ihren Feinden aber behilflich werden würden.

Athener: Meint ihr denn nicht, daß das Nützliche mit dem Gefahrlosen Hand in Hand geht, das Gerechte und Gute aber nur unter Gefahr zu bewirken ist? Aber gerade das wagen die Lakedaimonier am wenigsten.

Melier: Nein, wir glauben, daß sie eben die Gefahren unserer wegen eher auf sich nehmen und sie in unserem Falle für weniger bedenklich halten, weil wir für den Ernstfall nahe bei der Peloponnes liegen und als Stammesverwandte in unserer Gesinnung zuverlässiger sind als andere.

Athener: Als Zuverlässigkeit gilt aber für solche, die in einen Kampf eintreten sollen, nicht guter Wille von Hilfsbedürftigen, sondern ob einer an tatsächlicher Macht stark hervorragt; worauf die Lakedaimonier noch mehr sehen als die andern. Wenigstens greifen sie aus Mißtrauen gegen die eigene Macht immer nur mit vielen Bündnern zusammen die anderen an. Daher ist es nicht wahr-

scheinlich, daß sie bei unserer seebeherrschenden Stellung auf eure Insel übersetzen werden.

Melier: Sie könnten ja auch andere hinüberschicken. Weit ist das Meer bei Kreta und deswegen ist selbst für den, der es beherrscht, das Kapern weniger leicht als für den, der entwischen will, die Rettung. Und wenn sie damit scheitern sollten, könnten sie sich noch gegen euer Land und gegen diejenigen Bündner wenden, zu denen Brasidas bisher noch nicht vorgezungen ist. Dann hättet ihr eure Last nicht mit einem Lande, das euch nichts angeht, sondern vielmehr mit einem, das euch recht nahe und verbündet ist.

Athener: Nun, davon ist uns nichts neu, auch ist es euch nicht unbekannt, daß die Athener noch vor keiner einzigen Belagerung aus Angst vor Dritten abgerückt sind. Es nimmt uns wunder, daß ihr trotz eurer Erklärung, ihr wolltet eure Rettung beraten, in dieser langen Unterredung nichts gesagt habt, worauf Menschen sonst vertrauen und wovon sie sich ihre Rettung versprechen. Sondern worauf ihr am stärksten hofft, das ist alles Zukunftsmusik; worüber ihr aber tatsächlich verfügt, das ist zu knapp, als daß ihr dessen Herr werden könntet, was euch jetzt und hier gegenübersteht. Und deshalb beweist ihr großen Unverstand, wenn ihr euch nicht noch umstellt und zu einem vernünftigen Entschluß kommt. Denn auf das, was in schlimmen und nahen Gefahren Menschen stets am meisten zugrunde gerichtet hat, auf die „Ehre“, werdet ihr doch wohl nicht verfallen. Wieviele haben noch vorausgesehen, wohin es mit ihnen treibt, und doch riß die sogenannte Ehre mit der ganzen Macht

eines verführerischen Wortes sie hin, daß sie, überwältigt von einem bloßen Wort, tatsächlich sich ins heilloseste Elend willentlich hineinstürzten und sich auch noch Schande dazuzogen, weil sie mehr durch Unverstand als durch Unglück zu Schanden gingen. Davor, wenn ihr gut beraten seid, habt ihr euch zu hüten und es nicht für unziemlich zu halten, einer Großmacht nachzugeben, die nur die bescheidene Forderung an euch stellt, ihre Bündner zu werden, so daß ihr zwar zinspflichtig seid, aber euer Land behaltet. Da euch die Wahl gegeben ist zwischen Krieg und ungestörter Sicherheit, so laßt euch durch Ehrgeiz nicht zum Schlimmeren verleiten. Denn wer dem Gleichstarken nicht nachgibt, mit dem Mächtigeren sich gut zu stellen weiß, gegen den Schwächeren maßvoll ist, der behauptet sich meist. Nun überlegt euch die Sache, wenn wir uns jetzt zurückziehen, und erwägt wieder und wieder, daß es um euer Vaterland geht. Ihr habt nur das eine und von eurem Beschluß hängt es ab, ob ihr es vernichtet oder aufrichtet.

Darauf verließen die Athener die Sitzung. Die Melier aber unter sich beschlossen so ähnlich wie sie schon vorher erwidert hatten und gaben folgende Antwort: Weder hat sich unsere Meinung gegen früher geändert, noch können wir uns in so kurzer Frist die Freiheit einer siebenhundert Jahre alten Stadt nehmen lassen, werden vielmehr im Vertrauen auf die Gottheit und ihre bisher so gnädige Fügung sowie auf die Lakedaimonier und ihre Hilfe unser Heil versuchen. Unser Anerbieten lautet: Wir sind eure Freunde, aber niemandes Feinde; ihr zieht aus

unserm Gebiete ab nach Abschluß eines Vertrages, der für beide Teile ersprießlich erscheint.

Das war die Antwort der Melier. Die Athener aber, schon im Begriffe die Verhandlungen abzubrechen, sagten noch: Nun, so seid ihr also, nach diesem eurem Beschlusse zu urteilen, die einzigen, die Zukünftiges für sicherer halten als das vor Augen Liegende. Das noch Ungewisse betrachtet ihr, weil ihr es wünscht, als schon wirklich. Wie ihr im Vertrauen auf Sparta und euer Glück und eure Hoffnungen so gut wie alles aufs Spiel gesetzt habt, so werdet ihr auch alles verlieren.

Darauf kehrten die Gesandten der Athener ins Lager zurück. Da die Melier in nichts nachgaben, gingen die athenischen Feldherren gleich zu Feindseligkeiten über und schlossen die Stadt ringsum mit einer Mauer ein.

Später kamen aus Athen unter Philokrates, des Demeas Sohn, Verstärkungen. Da die Belagerung nunmehr mit aller Kraft betrieben wurde und auch noch Verrat aus der Mitte der Melier selbst hinzukam, mußten sie sich den Athenern auf Gnade und Ungnade ergeben. Die töteten von den Meliern alle Männer, die ihnen in die Hände fielen, die Kinder und Weiber verkauften sie als Sklaven. Den Platz besiedelten sie selbst, indem sie später fünfhundert Ansiedler hinschickten.

Im Winter des Jahres 416 wollten die Athener von neuem, und zwar mit größeren Kräften als früher einen Zug nach Sizilien unternehmen, um es womöglich zu unterwerfen. Dabei hatten die meisten von ihnen keine Ahnung von der Größe der Insel

und der Zahl ihrer, hellenischen und barbarischen, Bewohner, sowie daß sie damit einen Krieg zu unternehmen im Begriff seien, der kaum unbedeutender sein werde als der gegen die Peloponnesier. Im nächsten Jahre (415) gleich im Frühsommer kamen die Gesandten, die die Athener nach Sizilien geschickt hatten, zurück und mit ihnen Abgesandte von Egesta, das die Athener um Hilfe gebeten hatte, die sechzig Talente ungemünzten Silbers mitbrachten als Sold für sechzig Schiffe auf einen Monat, um deren Entsendung sie bitten sollten. Darauf hielten die Athener eine Volksversammlung ab, und als sie von den Egestaiern und ihren eigenen Gesandten allerlei Verlockendes hörten, das freilich nicht der Wahrheit entsprach, und besonders daß Geld in Menge in den Tempeln und im Staatschatz bereitliege, beschlossen sie, sechzig Schiffe nach Sizilien zu schicken und als Feldherren mit unbeschränkter Vollmacht Alkibiades, des Kleinias, Nikias, des Nikeratos, und Lamachos, des Xenophanes Sohn. Die sollten Egesta gegen Selinunt unterstützen, auch, falls es mit dem Kriege gut gehe, den Leontinern wieder zu ihrer Stadt verhelfen und sonst in Sizilien so verfahren, wie es nach ihrer Ansicht den athenischen Interessen am besten entspräche. Fünf Tage danach hielten sie eine zweite Versammlung ab, um die Ausrüstung der Schiffe so schnell als möglich zustande zu bringen und den Feldherren, was sie etwa noch benötigten, zur Ausfahrt zu bewilligen. Da trat Nikias auf, der gegen seinen Willen zum Feldherrn gewählt war und glaubte, die Stadt sei nicht gut beraten, sondern stürze sich unter einem kümmer-

lichen und aufgebauschten Vorwande in ein so gewaltiges Unternehmen wie die Unterwerfung von ganz Sizilien. Davon wollte er die Athener abbringen und redete ihnen so ins Gewissen:

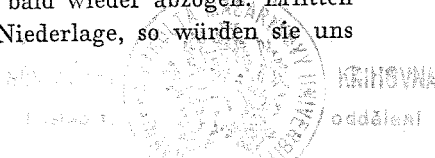
„Die heutige Volksversammlung ist zwar einberufen, um über unsere Rüstung für die Fahrt nach Sizilien zu beraten. Ich meine jedoch, wir sollten uns die Sache selbst noch einmal überlegen, ob es wirklich ratsam ist, die Flotte abzuschicken, und wir sollten uns nicht nach einer so kurzen Beratung über so wichtige Dinge von Männern fremder Rasse bereden lassen, einen Krieg anzufangen, der uns nichts angeht. Ich freilich soll dabei eine Auszeichnung erhalten und so brauchte ich weniger als andere für meine eigene Person zu fürchten, obwohl ich glaube, daß der kein schlechterer Bürger ist als andere, der auch ein wenig für sein Leben und Eigentum besorgt ist. Denn gerade ein solcher wird schon um seiner selbst willen wünschen, daß der Staat sicher fährt. Gleichwohl habe ich nie früher aus Ehrgeiz gegen meine Überzeugung gesprochen noch tue ich es jetzt, sondern ich werde euch sagen, was nach meiner Einsicht das beste ist. Auf eure Geistesart würde es wenig Eindruck machen, wenn ich euch nur mahnen wollte: bewahrt das Gegenwärtige und setzt das Vorhandene nicht um ungewisser und künftiger Dinge willen aufs Spiel. Vielmehr: daß ihr wirklich zur Unzeit euch ins Zeug legt und daß es nicht leicht ist zu bekommen, worauf ihr ausgeht, das will ich euch jetzt zeigen.

Ich sage euch, ihr geht darauf aus, zu den zahlreichen Feinden, die ihr hier zurücklaßt, durch

eure Fahrt nach dort euch noch neue auf den Hals zu laden. Ihr glaubt vielleicht, ihr hättet dort Verträge und die hätten wohl Bestand. Ja, solange ihr Ruhe haltet, sind es Verträge — wenigstens dem Namen nach (daß es so damit steht, darauf haben es gewisse Leute hier und bei unseren Gegnern angelegt). Sowie wir aber mit einem ansehnlichen Teil unserer Kräfte eine Niederlage erleben, werden unsere lieben Feinde schleunigst über uns herfallen. Denn einmal sind sie erst nach Niederlagen und unter weniger rühmlichen Umständen als wir nur notgedrungen zu einem Vergleich gekommen; und zweitens finden sich in ihm selbst zweifelhafte Punkte genug für uns. Zudem gibt es Staaten, die nicht einmal diesen Vertrag angenommen haben; und das sind nicht die schwächsten, sondern die einen stehen offen mit uns im Kriege, die andern sind nur, solange die Lakedaimonier sich ruhig verhalten, durch eine Waffenruhe von zehn zu zehn Tagen für ihr Teil gebunden. Sehen sie aber erst unsere Macht geteilt, worauf wir es jetzt anlegen, wie würden sie dann wohl über uns herfallen zusammen mit den Siziliern, die sie schon längst lieber als manche andere zu Bundesgenossen sich wünschen. Das muß man bedenken und sich nicht in den Sinn kommen lassen, unser schwer kämpfendes Staatsschiff in die Gefahr des Untergangs zu bringen und nach weiterer Macht zu langen, bevor wir die vorhandene befestigt haben. Oder sind etwa die Chalkidier an der thrakischen Grenze, so viele Jahre schon im Aufstand, nicht immer noch unbezwungen und steht es nicht auch anderswo auf dem Festlande mit dem Gehorsam recht bedenk-

lich? Freilich, den Egestaiern springen wir blitzschnell bei — aber das sind ja auch hochbedeutende Bündner von uns und angeblich geschieht ihnen Unrecht! Gegen das uralte Unrecht aber, das uns unmittelbar und unzweifelhaft von unseren abtrünnigen Bündnern geschieht, wehren wir uns immer noch nicht.

Und doch würden wir die leicht bezwingen und niederhalten, über jene aber könnten wir auch nach einem Siege wegen der weiten Entfernung und ihrer großen Zahl nur schwer die Herrschaft behaupten. Es hat aber keinen Sinn, gegen Leute zu ziehen, die man selbst im Falle des Sieges nicht niederhalten kann, zu denen man aber im Falle der Niederlage nicht mehr im selben Machtverhältnis steht wie vor dem Angriff. Die Sizilier, wie es jetzt mit ihnen steht, sind keine Gefahr für uns und noch viel weniger, wenn die Syrakusaner sie einmal beherrschen sollten, womit uns ja die Egestaier vor allem bange machen wollen. Jetzt nämlich würde vielleicht der eine oder andere sizilische Staat den Lakedaimoniern zu Gefallen gegen uns gehen, in jenem Falle aber wäre es unwahrscheinlich, daß die eine Großmacht Syrakus gegen die andere, Athen, zu Felde zöge. Denn wie sie uns unsere Macht mit Hilfe der Peloponnesier genommen hätten, genau ebenso und von ebendenselben würde ihnen dann ihre eigene Macht genommen werden. Vor uns würden die Griechen dort Achtung haben erstens nur dann, wenn wir überhaupt nicht dorthin kämen, zweitens, wenn wir ihnen unsere Macht höchstens einmal zeigten und bald wieder abzögen. Erlitten wir aber gar eine Niederlage, so würden sie uns



schnell verachten und mit unseren hiesigen Feinden gegen uns gehen. Denn wir wissen alle: was in weiter Ferne liegt und noch keine Probe seines Rufes abgelegt hat, genießt am meisten Bewunderung, wie ihr Athener es ja mit den Lakedaimoniern und ihren Bündnern erlebt habt. Kaum habt ihr sie wider euer Erwarten und eure Sorge einmal besiegt, so verachtet ihr sie schon und richtet eure Blicke sogar bis nach Sizilien. Man darf sich aber wegen der Unfälle des Gegners nicht überheben, sondern erst dann zuversichtlich sein, wenn man mit seiner Politik ihm wirklich über ist. Auch müßt ihr die Überzeugung gewinnen, daß die Lakedaimonier in ihrer Schmach nur darauf sinnen, wie sie nach wie vor uns möglichst demütigen und ihre Ehre wieder herstellen können, gerade weil sie alle Zeit allen Wert auf den Ruf der Tapferkeit legen. Nicht um die Egestaier fern in Sizilien, dies Barbarenvolk, geht es für uns, wenn wir Verstand haben, sondern darum, daß wir scharfe Wacht halten gegen einen ernsthaften Staat und seine oligarchischen Umtriebe gegen unsere Stadt.

Wir müssen auch bedenken, daß wir uns eben erst von schwerer Seuche und Krieg ein wenig erholt und an Wohlstand wie Bevölkerungszahl wieder zugenommen haben. Diesen Zuwachs sollten wir billigerweise nur für uns hier in unserem eigenen Machtbereich aufwenden und nicht für Ausreißer, die Fremde um Hilfe bitten, zum eigenen Vorteil auch auf Gefahr anderer wacker lügen, selbst nur Worte zu bieten haben und schließlich, geht es gut, keinen rechten Dank wissen, schlägt es aber fehl, ihre Freunde mit ins Verderben ziehen.

Wenn ein gewisser Jemand, froh, daß er zum Feldherrn gewählt, einer, der nur auf seine eigene Sache schaut, übrigens zum Feldherrn auch noch zu jung ist, euch zu dem Unternehmen rät, weil er mit seinem Rennstall Aufsehen machen und wegen dieser kostspieligen Neigung aus dem Amt etwas heraus schlagen will — so gebt dem doch nicht die Gelegenheit, auf Kosten des Staates persönlich zu glänzen. Glaubt mir, solche Leute sind eine Gefahr für das Gemeinwesen und der Verderb ihres Hauswesens. Die Sache aber ist zu wichtig und nicht von der Art, daß junge Herren darüber beschließen und sie hurtig in die Hand nehmen könnten.

Mit Sorge sehe ich solche Leute als die Anhänger eben jenes jungen Mannes jetzt hier vor mir sitzen. Dagegen richte ich an die älteren Leute die Anforderung, wenn sie etwa neben so einem sitzen, sich nicht einschüchtern zu lassen, sie würden als Feiglinge angesehen, falls sie nicht für den Krieg stimmten; noch auch in unseliger Gier, die dann auch sie ergriffen hätte, nach der Ferne zu trachten, sondern zu begreifen, daß durch Leidenschaft das wenigste zurechtkommt, durch Vorsicht das meiste. Also fürs Vaterland, das sich jetzt in der Tat in eine Gefahr wie nie stürzen will, müßt ihr dagegen stimmen und beschließen, die Sizilier sollen sich uns gegenüber innerhalb der bisherigen Grenzen halten, gegen die nichts zu erinnern ist; nämlich: innerhalb des Ionischen Meeres, falls einer längs der Küste segelt, und innerhalb des sizilischen, wer über die hohe See fährt. Und sie sollen aus ihrem eigenen Lande leben und sich mit-

einander vertragen. Den Egestaiern aber insbesondere laßt uns eröffnen: da sie sich nun einmal ohne die Athener in Krieg mit Selinunt eingelassen haben, sollen sie ihn auch mit sich allein ausmachen. Und in Zukunft wollen wir nicht mehr wie bisher solche als Bündner annehmen, denen wir nur helfen müssen, wenn sie in Not sind, von denen wir aber keine Hilfe erhalten, wenn wir sie selbst brauchen.

Und du, Ratsvorsteher, sofern du die Sorge um den Staat für deine Pflicht hältst und ein wahrer Vaterlandsfreund sein willst, laß hierüber abstimmen und lege den Athenern die Sache nochmals zur Beratung vor. Hast du aber Bedenken, nochmals abstimmen zu lassen, so erwäge: bei einem Verstoß gegen die Verfassung vor so vielen Zeugen kann dich keine Schuld treffen; denn an der Stadt, die jenen Beschluß gefaßt hat, handelst du wie ein Arzt und der verwaltet sein Amt rühmlich, der dem Vaterlande so viel als möglich nützt oder ihm doch wenigstens mit Wissen und Willen nicht schadet.“

So redete Nikias. Von den Athenern aber, die noch auftraten, waren die meisten für den Krieg und gegen die Aufhebung des ersten Beschlusses, einige freilich vertraten auch die entgegengesetzte Meinung. Am eifrigsten betrieb den Feldzug Alkibiades, der Sohn des Kleinias. Denn er wollte dem Nikias entgegenarbeiten, da der überhaupt sein politischer Gegner war und ihn, Alkibiades, auch in seiner Rede tadelnd erwähnt hatte. Vor allem aber begehrte er leidenschaftlich Führer zu werden, und hoffte, er werde in dieser Stellung Sizilien und Karthago nehmen und, wenn es gut gehe, seine

persönliche Lage mit Geld und Ruhm verbessern. Als stadtbekannte Persönlichkeit betrieb er mit einem Rennstall und anderem Aufwand Liebhabereien, die sein Vermögen überstiegen.

Und dies war es ja nicht zuletzt, was später den Zusammenbruch des athenischen Staates herbeiführte. Denn die große Masse bekam Angst vor der Großzügigkeit, mit der er sich in seiner persönlichen Lebensführung über alles Maß hinwegsetzte und mit der er seine Politik in jedem Einzelfall, wo er dabei war, betrieb. So wurde sie ihm feind, als trachte er nach Alleinherrschaft. Und da derselbe Mann, der in seiner Amtsführung die Kriegsmaßnahmen aufs tatkräftigste förderte, im Privatleben durch sein Treiben bei jedem einzelnen Ärgernis erregte, stießen sie ihn aus der Führung, übertrugen sie andern und brachten dadurch in gar nicht langer Zeit den Staat zu Falle.

Damals trat Alkibiades auf und redete den Athenern etwa so zu:

„Mir gebührt es mehr als andern, Führer zu sein — damit muß ich ja anfangen, da Nikias mich hier anpackte — und ich glaube auch es persönlich zu verdienen. Denn: worum ich verschrien bin, das gerade bringt meinen Vorfahren und mir das Ansehen, dem Vaterlande sogar Nutzen. Die Hellenen erhielten ja von der Größe unserer Stadt einen Eindruck, der noch über unsere tatsächliche Macht ging, infolge meines glänzenden Auftretens bei den Festspielen in Olympia (während sie vorher der Hoffnung lebten, daß Athen schon niedergeskriegt sei), dieweil ich sieben Rennwagen, also soviele wie vordem noch kein Privatmann, stellte, erster, zwei-

ter und vierter Sieger wurde und auch sonst so auftrat, wie es sich für einen Sieger gehörte. So etwas gilt allgemein für eine Ehre und läßt zugleich aus der Leistung auf Macht schließen. Und wenn ich auch daheim mit Ausrüstung von Chören oder sonstwie Pracht entfalte, so erweckt das bei den Bürgern naturgemäß Neid, für die Fremden aber macht auch dies unsere Stärke offenbar. Nicht unnützlich ist solche Unvernunft, wenn einer durch persönlichen Aufwand nicht nur sich selbst, sondern auch seine Stadt fördert, und es ist nicht unbillig, daß jemand, der von sich groß denken darf, sich nicht auf gleiche Stufe mit den andern stellt, da auch der Erfolglose an niemanden sein Unglück zu gleichen Teilen abgeben kann. Nein, wenn das Unglück uns verfolgt, gönnt uns niemand eine Anrede; dann muß einer aber auch stillhalten, wenn er von den Erfolgreichen über die Achsel angeschaut wird — oder er leiste Gleiches und bean spruche dafür Ähnliches!

Ich weiß, daß Männer, die irgendwie durch Glanz hervorragten, Zeit ihres Lebens eine Last waren, am meisten für ihre Standesgenossen, dann aber auch für die andern, wenn sie mit ihnen in Berührung kamen. Bei der Nachwelt aber — wie viele wollten, auch wenn es gar nicht zutraf, mit solch einem Manne verwandt sein; und das Vaterland, das prahlte mit ihm: nun war er kein Hergelaufener und kein Versager, nun war er unser und ein großer Held.

Wenn ich mich danach recke und deswegen persönlich verschrien bin — ob ich darum das Gemeinwohl schlechter als einer besorge, das überlegt euch

wohl! Habe ich doch die stärksten Mächte der Peloponnes mit euch zusammengebracht ohne große Gefahr und Kosten für euch und habe die Lakedaimonier dahin gebracht, an dem einen Tage von Mantinea alles aufs Spiel zu setzen. Und wenn sie auch die Schlacht gewonnen haben, so haben sie danach bis heute, also in drei Jahren, noch nicht wieder festen Mut gefaßt.

Und dies Bündnis hat meine jugendliche Unvernunft offenbar wider alle Natur, wenn man die Machtverhältnisse auf der Peloponnes bedenkt, allein durch geschickte Verhandlungen zustande gebracht; und sie hat durch jene Leidenschaftlichkeit, die Glauben vorträgt, überzeugt. Dann dürft ihr aber auch jetzt keine Angst vor ihr haben, sondern solange ich noch in der Blüte meiner Kraft stehe und ihr auf Nikias und sein Glück baut, bedient euch des Nutzens von jedem von uns beiden!

Mit dem Zuge nach Sizilien dürft ihr nicht anderer Meinung werden, als ob er sich gegen eine gewaltige Macht richte. Denn die Städte dort wimmeln von einem Vielerlei von Mischrassen und sie tun sich leicht mit Verfassungsänderungen und der Annahme fremder Staatsformen. Deswegen hat auch kein Mensch dort als zum Schutz von Heimat und Vaterland seine Person mit Waffen oder das Land mit dauernden Verteidigungsanlagen ausgerüstet. Weil jeder denkt, mit dem, was er als redege wandter Anwalt oder als Parteiführer sich aus der Staatskasse genommen hat, werde er schon, wenn es schief geht, in einem andern Lande unterkommen, besorgt er nur dies. Es ist nicht anzunehmen, daß ein solches Gesindel einmütig auf eine einzige

Politik hört oder gemeinsam sich zum Handeln wendet. Schnell würden sie Mann für Mann, wenn man ihnen nach dem Munde redete, zu uns übertreten, zumal wenn sie auch noch, wie wir erfahren, in Parteien gespalten sind. Auch Truppen haben sie gar nicht so große wie sie prahlen und Griechen sind es, wie sich gezeigt hat, nicht so viele wie sie sich selbst zählten, sondern gewaltig hat das dortige Griechentum darin übertrieben und ist kaum für diesen Krieg genügend gerüstet. So stehen die Dinge drüben, wie ich vom Hörensagen weiß, und sie werden sich für uns noch günstiger gestalten; denn wir werden viele Barbaren auf unserer Seite haben, die aus Haß gegen die Syrakusaner mit uns gegen diese gehen werden. Und auch die Verhältnisse daheim werden uns nicht hinderlich sein, wenn ihr nur richtig beraten seid.

Denn unsere Väter haben es mit eben diesen selben Leuten, die wir, wie man euch sagt, bei diesem Zuge als Feinde in unserm Rücken stehen lassen, und dazu noch mit dem persischen Erbfeind zu tun gehabt und sich dennoch dies Reich erworben, ohne sich auf eine andere Kraft zu stützen als auf die Überlegenheit ihrer Flotte. Und so standen uns die Peloponnesier noch nie mit weniger Aussicht auf Erfolg gegenüber und wenn sie auch ihre ganze Kraft zusammenfassen, so sind sie doch nur imstande, ob wir nun den Zug nach Sizilien unternehmen oder nicht, in unser Land einzufallen, mit der Flotte aber vermöchten sie uns nicht zu schaden; denn was uns von unserer Flotte zurückbleibt ist immer noch der ihren gewachsen.

Womit also könnten wir es billigerweise begrün-

den: vor uns selbst, daß wir vor dem Unternehmen zurückschrecken, oder vor unseren dortigen Bündnern, daß wir verzichten ihnen zu helfen? Ihnen müssen wir, da wir uns eidlich mit ihnen verbunden haben, zu Hilfe kommen und dürfen nicht dagegen einwenden, daß sie das für uns auch nicht täten. Denn nicht damit sie uns hier in Griechenland zu Hilfe kämen, haben wir sie uns angeschlossen, sondern damit sie auf unsere Feinde dort in Sizilien drücken und sie hindern, uns hier anzugehn.

Dies Reich haben wir, wie alle herrscherlichen Staaten, so gewonnen, daß wir bereitwillig allen, Barbaren und Hellenen, zur Seite standen, wer immer uns herbeirief. Denn wenn wir uns überhaupt still hielten oder erst nach Prüfung von Stammesbeziehungen entschieden, ob wir einem helfen sollten, dann konnten wir nur kleine Fetzen unserm Reich hinzuerwerben und würden gerade dadurch in eine um so gefährdetere Lage kommen. Denn den Mächtigeren wehrt man nicht erst ab, wenn er angreift, sondern man sucht ihn schon vorher niederzuringen, damit er gar nicht erst angreifen kann. Nein, es steht nicht bei uns abzumessen, wieweit wir herrschen wollen, sondern es ist notwendig, nachdem wir einmal an diesem Punkte stehen, den einen nachzustellen, die andern nicht in Ruhe zu lassen, weil wir gewärtigen müssen, daß wir selber von Fremden beherrscht werden, wenn wir nicht über andere herrschen. Darum dürft ihr nicht wie die andern Völker nach Ruhe trachten, es sei denn, ihr wolltet euer ganzes Denken und Tun mit ihnen tauschen und ihnen anpassen.

Weil wir also darauf rechnen, unsere hiesige Macht

noch zu mehren, wenn wir nach dort ziehen, wollen wir die Fahrt unternehmen, damit wir den Hochmut der Peloponnesier dämpfen, wenn es ihnen klar wird, daß wir uns aus der gegenwärtigen Ruhe nichts machen und nach Sizilien fahren; und zugleich damit wir über die ganze griechische Welt — wenn die dort in Sizilien dazukommen — möglicherweise Herr werden oder wenigstens den Syrakusanern Abbruch tun, wovon wir selbst und unsere Bündner Gewinn haben werden. Die Sicherheit aber, dort zu bleiben, wenn es gut geht, andernfalls abzuziehn, bieten uns die Schiffe. Denn zur See werden wir stärker sein als selbst alle Sizilier zusammen.

Nikias mit seiner gepriesenen Untätigkeit und seiner Spaltung zwischen Jugend und Alter darf euch nicht abschrecken, sondern in der gewohnten Ordnung, so wie unsere Väter, jung und alt, in gemeinsamem Planen die Stadt auf diese Höhe gehoben haben, sollt auch ihr jetzt auf dieselbe Weise die Stadt zu fördern suchen. Ihr müßt den Glauben haben, daß Jugend und Alter ohne einander nichts vermögen, daß aber Jugendleichtsinn, Manneskraft, Altersbesonnenheit, zu gleichen Teilen gemischt, die größte Macht haben und daß die Stadt, wenn sie sich immer bloß stillhält, sich wie ein jedes Ding an sich selbst zerreibt und daß all ihr Wissen vergeist, während sie im Kampf ständig an Erfahrung zunimmt und auch den Wehrwillen, nicht mit dem Wort, sondern mit der Tat in der Gewohnheit behält.

Überhaupt finde ich: ein Staat, der nie untätig war, wird durch den Wandel zur Untätigkeit schnell-

stens verdorben und von den Menschen leben diejenigen am unerschüttertesten, die in ihrer Politik von ihren gewohnten Sitten und Satzungen, auch wenn sie nicht unbedingt die besten sind, am wenigsten abweichen.“

So sprach Alkibiades. Die Athener aber waren unter dem Eindruck des Gehörten noch viel mehr als früher für den Zug nach Sizilien begeistert. Und sie ließen sich ihre Begeisterung für die Fahrt auch durch die Last der Rüstungen nicht nehmen. Sie gerieten nur noch viel mehr in Schwung und Nikias, der sie durch die Schilderung der notwendigen Rüstungen hatte abschrecken wollen, erzielte gerade das Gegenteil. Man billigte nämlich nur seine ernste Mahnung und nun würde, wie man glaubte, die Sache erst recht sicher sein.

Eine förmliche Sucht befiel alle gleicherweise, die Fahrt mitzumachen, die Älteren, weil sie die Hoffnung hegten, sie würden die niederwerfen, gegen die sie ausliefen, oder wenigstens würde eine solche Kriegsmacht unter keinen Umständen scheitern; die streitbare Jugend, weil es sie verlangte, die Fremde zu schauen und zu erleben, und weil sie guter Hoffnung waren, heil davonzukommen; den gemeinen Mann aber, weil er erwartete, als Soldat zunächst einmal Geld zu verdienen, dann aber auch der Stadt neue Macht zu gewinnen, woraus sich ständiger Anlaß zu Söldnerdienst ergeben würde. Diese hemmungslose Begeisterung der Mehrheit schüchterte manchen, auch wenn er nicht einverstanden war, ein: daß er nur ja nicht, wenn er die Hand dagegen höbe, als schlechter Patriot gälte. So hielt er den Mund.

Die Athener beschlossen nun, den Feldherren unumschränkte Vollmacht zu geben, daß sie sich mit der Zahl der Truppen und dem ganzen Unternehmen so einrichteten, wie sie es zum Besten der Athener für geboten hielten. Und dann begannen die Rüstungen. Sie schickten zu den Bündnern, auch veranstalteten sie Aushebungen im eigenen Lande. Die Stadt hatte sich bereits von der Pest und dem langen Kriege erholt, es war eine starke Jungmannschaft nachgewachsen, auch Geld war in den Friedensjahren wieder zusammengekommen, so daß alles recht leicht zu beschaffen war. So war man also mitten im Rüsten.

Da geschah es, daß von all den steinernen Hermen, die in Athen standen — diese viereckigen Bildwerke befinden sich nach der Landessitte in großer Zahl an den Toren der Häuser und bei den Tempeln —, in einer einzigen Nacht den meisten die Gesichter zerschlagen wurden. Die Täter kannte niemand, so setzte man von Staats wegen hohe Belohnungen für ihre Entdeckung aus und beschloß auch noch, wenn einer von einem solchen Frevel sonst wisse, solle er ihn anzeigen, selbst aber straflos bleiben, und zwar jeder beliebige, ob Bürger, Fremder oder Sklave. Sie nahmen die Sache sehr ernst, schien sie doch von übler Vorbedeutung für

das Unternehmen zu sein und einer Verschwörung zu dienen, die auf Umwälzung und Sturz der Demokratie aus war.

Es wurden nun von Beisassen und Dienern Anzeigen erstattet, nicht freilich über die Hermen, wohl aber, daß Verstümmelungen anderer Götterbilder bereits früher von jungen Leuten aus Übermut und im Rausch vorgenommen seien und zugleich, daß in gewissen Häusern die religiösen Geheimdienste zum Spott begangen würden. Solche Beschuldigungen wurden auch gegen Alkibiades erhoben. Das griffen nun die auf, die sich am meisten über ihn ärgerten, weil er ihnen im Wege stand, ungestört das Volk zu regieren. Sie glaubten, wenn sie seine Verbannung durchsetzten, würden sie die Ersten im Staate sein. Daher suchten sie die Sache aufzubauschen und machten ein großes Geschrei, mit den Mysterien und der Hermenverstümmelung ziele es auf Sturz der Demokratie ab und nichts davon sei ohne sein Mittun vollbracht, wobei sie noch zum Beweise auf sein sonstiges gesetzwidriges und in seiner Haltung durchaus nicht volkstümliches Treiben hinwiesen.

Alkibiades verteidigte sich gleich gegen die Beschuldigungen und erklärte sich außerdem bereit, noch vor der Abfahrt, die nämlich schon völlig vorbereitet war, sich dem Gerichte zu stellen, ob er etwas Derartiges begangen habe. Und solle sich das herausstellen, so wolle er seine Strafe leiden; werde er aber freigesprochen, im Amte bleiben. Auch beschwor er sie, in seiner Abwesenheit keine Verleumdungen gegen ihn hinzunehmen, sondern ihn, wenn er schuldig sei, lieber gleich hinzurichten.

Außerdem sei es klüger, ihn nicht unter der Last einer solchen Anklage vor der richterlichen Entscheidung mit einem so gewaltigen Heer ausrücken zu lassen. Seine Feinde aber fürchteten, er würde das Heer auf seiner Seite haben, wenn der Prozeß jetzt schon stattfände, und auch das Volk könne weich sein zum Dank dafür, daß um seinetwillen die Argeier und eine Anzahl Mantineer den Zug mitmachten. So suchten sie es zu hintertreiben und zu verschieben, indem sie andere Redner vorschickten, die sagen mußten, er solle jetzt nur abfahren und den Zug nicht aufhalten; nach seiner Rückkehr solle dann in einer bestimmten Frist der Prozeß stattfinden. Dabei war es ihre Absicht, ihn auf Grund noch schlimmerer Beschuldigungen, die sie in seiner Abwesenheit leichter beizubringen gedachten, durch eine Vorladung abuberufen und vor Gericht zu stellen. So beschloß man, Alkibiades solle fahren.

Danach, erst um die Mitte des Sommers (415), erfolgte die Abfahrt nach Sizilien. Die meisten von den Bündnern, die Proviantsschiffe, die leichten Fahrzeuge und was sonst an Bedarf mitfolgte, hatten Befehl, sich vorher bei Kerkyra zu sammeln, bereit zur Überfahrt von dort über das Ionische Meer zum japygischen Vorgebirge. Die Athener selbst und was von den Bündnern in der Stadt war, zogen am angesagten Tage mit Sonnenaufgang zum Hafen hinab und gingen an Bord, fertig zur Abfahrt. Mit ihnen zog das übrige Volk, sozusagen alles, was von Bürgern und Fremden in der Stadt weilte. Die Einheimischen gaben den Ihren, Freunden oder Verwandten oder Söhnen, das Geleit, und

so zogen sie zugleich in Hoffnung und unter Klagen — würden sie das Land erobern und ob man sich je widersähe? — dahin mit dem Gedanken, welch weite Fahrt sie aus der Heimat antreten sollten.

In diesem Augenblick, da sie im Gedanken an die Gefahren nun voneinander Abschied nehmen sollten, trat das Ungeheure näher an sie heran als damals, da sie den Zug beschlossen. Indes, beim Anblick der Macht, die sich vor ihnen ausbreitete, und bei der Fülle alles dessen, das da zu sehen war, faßten sie wieder Mut. Die Fremden und die Massen sonst waren gekommen, um zuzuschauen, wie bei einer außerordentlichen und schier unglaublichen Veranstaltung.

Denn dies Unternehmen, das als erstes derartiges mit hellenischen Streitkräften einer einzigen Stadt in See ging, war das kostspieligste und prächtigste von allen bis dahin. An Zahl der Schiffe und der Schwerbewaffneten war allerdings das Unternehmen gegen Epidauros unter Perikles sowie das gegen Poteidaia unter Hagnon (430) nicht geringer. Denn damals hatten viertausend Schwerbewaffnete, dreihundert Reiter und hundert Dreiruderer aus Athen selbst, fünfzig Fahrzeuge von Lesbos und Chios und dazu noch viele Bündner mitgemacht. Aber sie waren nur zu kurzer Fahrt in See gegangen, auch war die Ausrüstung bescheiden. Dieser Zug aber war auf längere Zeit berechnet und mit beidem, Schiffen und Landtruppen zugleich, für alle Fälle versehen. Auch war die Flotte mit großem Aufwand von Geld und Mühe seitens der Schiffsherrn und des Staates ausgebaut. Der Staat zahlte

jedem von der Besatzung täglich eine Drachme und stellte die leeren Schiffe, sechzig Schnellsegler und vierzig Lastschiffe für die Schwerebewaffneten, dazu die kräftigsten Ruderer. Die Schiffsherren gaben der Mannschaft auf der obersten Ruderbank zu der Staatslöhnung noch Zulagen und statteten die Schiffe mit Bildwerken und kostbaren Einrichtungsstücken aus. Jeder eine strengte sich aufs äußerste an, daß sein Schiff sich durch Schönheit und Schnelligkeit am meisten hervortue. Das Landheer war durch sorgfältige Musterung der tauglichsten Leute ausgelesen und wetteiferte aufs heftigste unter sich mit Waffen und Bekleidung. Zweierlei traf zusammen: daß es unter ihnen einen Wettstreit gab je in der Sache, für die der einzelne bestellt war, und daß es mehr einer Schaustellung von Macht und Reichtum für die übrigen Hellenen glich als einer Rüstung gegen Feinde. Wollte einer nämlich berechnen, was der Staat und die Teilnehmer persönlich aufgewandt — beim Staat, was er schon ausgelegt und den Feldherren mitgegeben, bei den Teilnehmern, was sie für ihre Person, die Schiffsherren auch noch für ihre Schiffe aufgebracht hatten und noch aufbringen wollten, ganz abgesehen von dem, was naturgemäß jeder außer der Staatslöhnung an Reisegeld für einen so langen Feldzug mitnahm, auch was mancher Soldat und Kaufmann zum Umsatz auf der Fahrt bei sich führte — so würde man finden, daß es viele Talente waren, die damals alles in allem aus der Stadt wanderten. Und dieser Zug war nicht weniger um das Wunder seiner Kühnheit und den Glanz seines Aussehens beschrien als um die Überlegenheit der Truppen

über die, gegen die es ging, und darum, daß nie eine Seefahrt auf so weite Entfernung von der Heimat weg und mit so großer Hoffnung auf Machtzuwachs unternommen worden war.

Als die Mannschaft eingeschifft und alles an Bord gebracht war, was man mitnehmen wollte, wurde mit der Trompete Stillschweigen geblasen und die vor der Abreise üblichen Gebete wurden verrichtet, nicht auf jedem Schiff einzeln, sondern von allen zusammen, wie der Herold sie vorsprach, indem man zugleich die ganze Linie entlang den Wein in den Krügen mischte und Soldaten wie Offiziere aus goldenen und silbernen Bechern spendeten. Es betete aber auch das übrige Volk vom Lande aus mit, sowohl die Bürger als auch wer sonst mit freundlichem Herzen dabei war. Dann stimmten sie den Kriegsgesang an und als das Opfer beendet war, fuhren sie ab, anfangs in Kiellinie, dann bald bis nach Aigina um die Wette. So eilten die, nach Kerkyra zu kommen, wo sich ja die übrigen Bundeinheiten sammelten.

An der Küste bei Syrakus traf die Flotte das Staatsschiff, die Salaminia, die von Athen mit dem Auftrag gekommen war, Alkibiades zur Verteidigung gegen eine öffentliche Klage abzurufen und mit ihm noch einige Soldaten aus seiner Umgebung, die wegen Verhöhnung der Mysterien, zum Teil auch wegen des Hermenfrevels angezeigt waren. Die Athener hatten nämlich nach der Abfahrt der Flotte doch noch eine Untersuchung wegen der Mysterien und der Vorkommnisse mit den Hermen eingeleitet und, ohne die Angaben zu prüfen, in

ihrem Mißtrauen alles angenommen. Im Vertrauen auf das Zeugnis schlechter Menschen verhafteten sie ganz untadelige Bürger und legten sie in Ketten in der Meinung, es sei klüger, die Sache aufs strengste zu untersuchen und aufzuklären, als wegen der Schlechtigkeit eines Angebers auch nur einen einzigen Angeschuldigten, selbst wenn er im besten Rufe stand, ohne Untersuchung laufen zu lassen. Denn das Volk von Athen lebte in ständiger Furcht vor einer Gewaltherrschaft und nahm alles mit Argwohn auf.

Deswegen war es auch damals so schwierig und argwöhnisch gegen die in der Mysteriensache Angeschuldigten und brachte alles in Verbindung mit einer Adels- oder Tyrannenverschwörung. Da man derart gereizt war, saßen schon viele angesehene Männer im Gefängnis und ein Ende davon war nicht abzusehen, sondern von Tag zu Tag steigerte man sich weiter in die Erbitterung hinein und nahm immer noch mehr Leute fest.

Da läßt sich einer der Gefangenen, der am schwersten belastet schien, durch einen Mitgefangenen bereden, ein Geständnis — ob wahr oder unwahr? — abzulegen. Man kann das eine so gut vermuten wie das andere, aber die sichere Wahrheit über die wirklichen Täter konnte damals und auch später niemand angeben. Der Mitgefangene aber überredete jenen, indem er ihm vorstellte, wenn er auch selbst nichts mit der Sache zu tun habe, müsse er doch, indem er so Straflosigkeit erwirke, sich selbst retten und den Staat von dem herrschenden Mißtrauen befreien. Denn er werde sicherer gerettet, wenn er unter Zusicherung von Straflosigkeit gestehe, als

wenn er leugne und es auf den Prozeß ankommen lasse. So machte der denn in der Hermensache über sich und andere ein Geständnis. Das Volk von Athen nahm dies Geständnis, das es für wahr hielt, mit Freuden auf, während es vorher sehr ungehalten gewesen war, ob man denn die Umtriebe gegen die Volksherrschaft nicht herausbringen könne. Den Angeber selbst und die Mitgefangenen, die er nicht belastet hatte, ließ man sofort frei, die Beschuldigten aber ließen sie in Sondergerichten aburteilen und, soweit sie sie bekamen, hinrichten. Die Entkommenen verurteilten sie gleichfalls zum Tode und setzten auch noch Preise auf ihre Köpfe aus. Auch hierbei war es ungewiß, ob die Betroffenen nicht zu Unrecht verurteilt waren; immerhin, das Volk sonst hatte unter den damaligen Umständen ganz offenbar Nutzen davon.

Mit Alkibiades aber, gegen den die Feinde weiterhetzten, wie sie ihn ja schon vor seiner Abfahrt angegriffen hatten, nahmen es die Athener sehr ernst. Seitdem die Hermensache für sie feststand, dünkte sie der Mysterienfrevel, dessen er angeklagt war, um so sicherer aus demselben Beweggrund und ebenfalls im Zusammenhang einer Verschwörung gegen die Volksherrschaft von ihm verübt zu sein. Zufällig war nämlich eben um diese Zeit, da man sich hierüber aufregte, ein kleines spartanisches Heer im geheimen Einverständnis mit den Boiotern bis zum Isthmos vorgedrungen. Man glaubte nun, auf sein Betreiben und nach Abmachung mit ihm sei es gekommen, keineswegs der Boioter wegen; und wenn sie auf Grund jenes Geständnisses nicht gerade noch rechtzeitig die Leute gefaßt hätten,

wäre die Stadt verloren gewesen. Und einmal blieben sie sogar nachts im Stadttempel des Theseus unter Waffen. Um dieselbe Zeit kamen die Gastfreunde des Alkibiades in Argos in den Verdacht volksfeindlicher Anschläge. Deshalb lieferten die Athener auch die auf den Inseln untergebrachten Geiseln der Argeier dem Volke von Argos aus, um sie hinzumachen. Von allen Seiten also stand Verdacht gegen Alkibiades auf. Daher wollten sie ihn vor Gericht stellen und hinrichten. So schickten sie die Salaminia nach Sizilien, um ihn und die andern in die Anzeige Verwickelten abzuholen. Sie hatte den Auftrag, ihm anzusagen, er möge zu seiner Verteidigung mitkommen, sollte ihn aber nicht verhaften, da man darauf Rücksicht nahm, bei den Truppen in Sizilien, den eigenen und den feindlichen, kein Aufsehen zu machen; nicht zum wenigsten aber wollte man die Mantineer und Argeier bei der Fahne halten, die, wie man glaubte, eben durch ihn zur Teilnahme am Feldzuge bewogen waren. Auf seinem eigenen Schiff also fuhr er mit seinen Mitangeklagten, von der Salaminia geleitet, von Sizilien ab und angeblich nach Athen. Im Gebiet von Thurioi angekommen, fuhren sie aber nicht weiter mit, sondern verließen das Schiff und hielten sich versteckt, weil sie sich fürchteten, so böß verleumdet sich den Richtern zu stellen. Die Leute von der Salaminia suchten zwar eine Zeitlang nach Alkibiades und seinen Genossen; da die aber nirgends zu entdecken waren, fuhren sie ab. Alkibiades, der von nun an Emigrant war, fuhr nicht viel später auf einem Frachtschiff von Thurioi nach der Peloponnes hinüber. Die Athener ver-

urteilten ihn und seine Genossen in Abwesenheit zum Tode.

Das Heer der Athener fuhr von Katane, wohin es, um zu überwintern, nach dem ersten siegreichen Zusammenstoß mit den Syrakusanern sich begeben hatte, nach Messene in der Hoffnung, diese Stadt werde ihnen auf Grund der vorher von Alkibiades angeknüpften Verhandlungen in die Hände gespielt. Wohl betrieben dies die Athenerfreunde dort heimlich, aber es wurde nichts daraus. Alkibiades nämlich, der hierum wußte, zeigte es den Syrakusanerfreunden in Messene an, als er sich nach seiner Abberufung auf der Rückreise befand und sich im klaren war, ihm stehe die Verbannung bevor. Die Leute von Messene brachten zuerst einmal die Veräter um und als dann die beiden Parteien mit den Waffen gegeneinander standen, setzten sie es durch, daß die Athener nicht aufgenommen wurden. Diese blieben dann dreizehn Tage vor der Stadt, und als sie unter der stürmischen Witterung litten und keine Lebensmittel mehr hatten, auch keinerlei Fortschritte machten, fuhren sie nach Naxos ab, legten sichere Ankerplätze sowie ein verschanztes Lager an und überwinterten dort.

Zu den Gesandten aus Korinth und Syrakus gesellte sich in Sparta Alkibiades mit seinen Fluchtgenossen. Er war damals gleich auf einem Frachtschiff aus Thurioi zunächst nach Kyllene in Eleia hinübergefahren und kam später auf Einladung der Lakedaimonier selber mit freiem Geleit nach Sparta. Denn anders hätte er ihnen wegen seiner früheren Umtriebe gegen sie nicht getraut. So traf es sich, daß in der lakedaimonischen Volksversammlung die

Korinther und Syrakusaner die Lakedaimonier für dieselben Anträge zu gewinnen suchten wie Alkibiades. Da die Ephoren und die übrigen Behörden lediglich die Absicht hatten, Gesandte nach Syrakus zu schicken, um ein Abkommen mit den Athenern zu verhindern, dagegen nicht geneigt waren, Hilfstruppen zu entsenden, trat Alkibiades auf und suchte die Lakedaimonier mit folgenden Worten scharf zu machen und anzutreiben:

„Notgedrungen muß ich zunächst zu euch über die Vorwürfe sprechen, die man mir macht, damit ihr nicht aus Argwohn gegen meine Person das, was uns gemeinsam betrifft, weniger unbefangen anhört. Nachdem meine Vorfahren die politische Gastfreundschaft mit euch irgendeiner Beschwerde wegen aufgesagt hatten, habe ich mit eigener Person sie wieder aufgenommen und euch mancherlei Dienste erwiesen, besonders auch bei dem Mißgeschick von Pylos. Während ich also ständig euch wohlgesinnt war, habt ihr bei der Versöhnung mit den Athenern die Verhandlungen durch meine Feinde geführt und so ihnen Einfluß, mir aber Zurücksetzung bereitet. Deswegen geschah es euch nur recht, daß ich mich den Mantineern und Argeiern zuwandte und auch sonst euch entgegentrat, um euch zu schaden. Auch wenn man damals im Gefühl des erlittenen Schadens ganz begreiflich auf mich erbittert war, so sollte man bei Einsicht in die wirklichen Zusammenhänge doch jetzt seine Meinung ändern. Sollte man aber schlechter von mir denken, weil ich mehr der Volkspartei zugetan war, so hat man auch deswegen keinen rechten Grund zum Ärger gegen mich. Denn wir in meiner Fa-

milie sind von je gegen die Tyrannen und alles, was der Alleinherrschaft widerstrebt, heißt für uns eben Volk und so ist uns von daher und im Zusammenhang damit die Führung der Volkspartei geblieben. Zugleich waren wir bei der meist demokratischen Verfassung unserer Stadt gezwungen, uns in die bestehenden Verhältnisse zu fügen. Gegenüber der dadurch entstandenen Zügellosigkeit aber suchten wir stets politisch recht maßvoll zu sein. Jedoch waren da andere Leute, früher und jetzt, die den Pöbel zum Schlechten verleiteten, eben dieselben, die auch meine Verbannung durchsetzten. Wir gaben uns stets als Führer des Ganzen, da wir es für unsere Pflicht ansahen, die Verfassung, in der die Stadt zu ihrer größten Macht und Freiheit gelangt ist und die man überkommen hatte, erhalten zu helfen. Denn was Herrschaft der Masse ist, das haben diejenigen, die die nötige Einsicht haben, kennengelernt; und ich hätte darüber mehr als jeder andere zu jammern. Indes, über einen Unsinn, den jeder durchschaut, braucht es weiter keiner Worte. Die Verfassung abzuändern hielten wir nur so lange nicht für geraten, als ihr uns als Feinde aufsaßet.

So etwa steht es mit dem, worüber man mir Vorwürfe macht. Nun sollt ihr hören, worüber ihr jetzt zu beschließen habt und wozu ich, sofern ich da besser Bescheid weiß, euch Anweisung geben mag. Wir zogen nach Sizilien, um zunächst womöglich die Sizilier zu unterjochen, nach ihnen dann die Italiker, sodann es auch mit dem Reich der Karthager und denen selbst zu versuchen. Wenn das ganz oder auch nur größtenteils gelingen sollte, so

dachten wir dann die Peloponnes anzugreifen, wozu wir die gesamte uns dort zugewachsene Macht der Hellenen aufgeboten und zahlreiche Barbaren in Sold genommen hätten, Iberer und andere, die heutzutage allgemein als die kriegerischsten unter den Barbaren gelten. Auch hätten wir viele Dreiruderer dazugebaut, wofür Italien Holz im Überfluß hat, um mit ihnen die Peloponnes rings zu blokieren. Mit dem Heere hätten wir gleichzeitig durch Angriffe von der Landseite her die Städte dort teils mit Gewalt genommen, teils mit Schanzen eingeschlossen. So dachten wir den Krieg leicht zu beendigen und danach über die gesamthellenische Welt zu herrschen. Geld und Lebensmittel, auf daß es damit jedenfalls besser bestellt wäre, sollten eben die neugewonnenen Gebiete uns ausreichend von dort liefern, ohne daß wir auf die Zufuhr aus dem eigenen Lande angewiesen wären.

Damit habt ihr nun von einem, der es ganz genau weiß, gehört, worauf es bei dem soeben unternommenen Zuge abgesehen war. Und die Feldherren, die noch dort sind, werden das womöglich auch so oder so ähnlich durchführen. Nun laßt euch belehren, daß, wenn ihr nicht zu Hilfe kommt, man sich dort nicht wird halten können. Denn die Sizilier sind viel zu unerfahren; immerhin könnten sie, wenn sich alle zusammenhielten, auch so noch der Gefahr Herr werden. Allein aber werden die Syrakusaner, die schon mit ihrer ganzen Macht eine Niederlage erlitten haben, wenn sie nun auch noch durch die Flotte abgeschlossen sind, nicht imstande sein, der jetzigen Macht der Athener dort zu widerstehen. Ist aber erst diese Stadt genommen, dann

ist ganz Sizilien in ihren Händen und bald auch Italien und die Gefahr, die ich euch von dort voraus sagte, dürfte dann in kurzem über euch hereinbrechen. Es glaube also niemand, er brauche bloß über Sizilien zu beraten, nein, auch die Peloponnes betrifft es notwendigerweise, wenn ihr nicht in Eile folgendes tut: Truppen zu Schiff hinüberschicken in der Weise, daß die, die noch auf der Fahrt Ruderdienste tun, sofort auch als Schwerebewaffnete auftreten. Was ich aber für noch wertvoller als Truppen halte: schickt einen Spartaner als Feldherrn mit, der die vorhandenen Streitkräfte in Ordnung bringt und die Widerspenstigen zum Dienste zwingen kann. Denn so werden eure Freunde jetzt dort mehr Mut fassen und die noch Unschlüssigen weniger Furcht haben, zu euch zu stoßen.

Zugleich müßt ihr hier im Lande den Krieg offener wieder aufnehmen, damit die Syrakusaner im Vertrauen auf eure Beteiligung besser standhalten und die Athener ihren Truppen um so weniger Verstärkung schicken können. Ihr müßt Dekeleia in Attika befestigen, was die Athener immer am meisten fürchten und was nach ihrer Meinung das einzige ist, was sie im Laufe dieses Krieges noch nicht durchgemacht hätten. So schadet einer ja seinen Feinden am sichersten, wenn er, dahintergekommen, was sie am meisten fürchten, ihnen gerade das nach genauer Erkundung antut. Denn es ist doch natürlich, daß alle selber am genauesten ihre eigenen gefährdeten Stellen kennen und für sie fürchten. Wieso ihr durch diese Festungsanlagen euch selber nützt und dem Gegner Abbruch tut, das will ich, um vieles auszulassen, wenigstens in

der Hauptsache kurz zeigen. Alles, womit das Land versehen ist, wird euch teils durch Eroberung, teils von selbst zufallen. Die Einkünfte aus den Silberbergwerken von Laurion und die Einnahmen, die sie jetzt aus den Ländereien und dem Gerichtswesen beziehen, werden sie sofort verlieren, besonders aber werden Steuern von den Bündnern weniger einkommen; denn die werden, sowie sie merken, daß von eurer Seite mit aller Macht gekämpft wird, es damit leichter nehmen. Daß aber das eine oder andere davon auch rasch und mit dem rechten Eifer zustande komme, das liegt nur an euch, Lakedaimonier. Denn daß es durchführbar ist, darauf vertraue ich fest, und ich glaube auch, darin nicht zu irren.

Ich wünsche aber auch, niemand von euch möchte schlechter von mir denken, wenn ich, einst in aller Augen der große Freund des Vaterlandes, jetzt im Bunde mit seinen ärgsten Feinden mit Macht gegen es angehe. Auch möchte ich mit meinen Worten nicht in den Verdacht der Verbitterung kommen, wie der Emigrant sie hegt. Geflohen bin ich vor der Schlechtigkeit derer, die mich ausgewiesen, aber euren Dienst fliehe ich nicht, wenn ihr mir nur folgen wollt. Die ärgeren Feinde meines Landes seid nicht ihr, wenn ihr im Kriege euren Gegnern Abbruch tatet, sondern es sind die, die seine eigenen Freunde zwingen, seine Feinde zu werden. Vaterlandsliebe fühle ich nicht jetzt, da ich mit Unrecht beladen bin, wohl aber fühlte ich sie, als ich ungefährdet dem Staate dienen durfte. Es ist in meinen Augen nicht mehr mein Vaterland, gegen das ich jetzt angehe, vielmehr will ich mir das ver-

lorene wiedergewinnen. Ein wahrer Freund des Vaterlandes ist nicht jener, der das ihm widerrechtlich genommene nicht angreift, sondern wer es auf alle Weise aus Sehnsucht wiederzuerlangen sucht. Ich verlange also, Lakedaimonier, daß ihr euch meiner zu aller Gefahr und Beschwernis ohne Bedenken bedient, kennt ihr doch das allberufene bekannte Wort, daß wer wie ich als Feind oft genug tüchtig schaden konnte, auch als Freund recht zu nützen vermag, da ich ja die Verhältnisse in Athen genau kenne, die bei euch mir aber vorstellen konnte. Erwägt, daß die Belange, über die ihr jetzt zu beraten habt, die allerwichtigsten sind, und steht nicht vor lauter Bedenken von dem Feldzug gegen Sizilien wie gegen Attika ab, da ihr mit einer kleinen Truppe das Große, das dort auf dem Spiele steht, retten und die Macht der Athener, die vorhandene wie die erhoffte, vernichten könnt; und weil ihr von nun an für euch selbst in Sicherheit hausen, über ganz Hellas aber ein freudig getragenes, mildes Regiment ohne Gewalt führen könnt.“

So sprach Alkibiades. Die Lakedaimonier, die selbst früher schon daran gedacht hatten, gegen Athen zu ziehen, aber immer noch zögerten und sich umschauten, wurden jetzt vollends darin bestärkt, nachdem er ihnen das im einzelnen aufgezeigt hatte und sie der Meinung waren, sie hätten einen gründlichen Sachkenner gehört. Auf die Befestigung von Dekeleia richteten sie nunmehr ihren Sinn und darauf, denen in Sizilien Hilfe zu schicken. Gylippos, des Kleandridas Sohn, den sie zum Feldherrn für Syrakus bestimmten, erhielt den Befehl, mit den Gesandten aus Syrakus und Korinth zu bera-

ten und alles zu tun, was unter den gegebenen Umständen am wirksamsten und schnellsten denen dort helfen würde. Der befahl, die Korinther sollten ihm jetzt gleich zwei Schiffe nach Asine schicken und die übrigen, die sie zu schicken entschlossen seien, in Stand setzen, um im rechten Augenblick zur Abfahrt fertig zu sein. Nach diesen Abmachungen reisten die Gesandten aus Sparta ab.

Unterdessen kam auch der athenische Dreiruderer aus Sizilien, den die Feldherren um Geld und Reiter abgesandt hatten, zu Hause an. Auf seine Meldung hin beschlossen die Athener, dem Heere Verpflegungsgelder und Reiter zu schicken. Darüber ging der Winter zu Ende und mit ihm das siebzehnte Jahr (415) des Krieges, den Thukydidēs beschrieben hat.

Im folgenden Sommer, als die Verstärkungen eingetroffen waren, fuhren die Athener mit der ganzen Flotte vom Katane gegen Syrakus, landeten ihre Truppen in der Nähe, besetzten die Höhe, die Syrakus beherrscht, und begannen nach siegreichen Vorkämpfen die Belagerung, wobei sie einen Gegenstoß der Syrakusaner erfolgreich abwiesen. Hierauf errichteten sie ein Siegesmal, gaben den Syrakusanern unter Waffenruhe die Gefallenen heraus und erhielten ihrerseits die Leichen ihres Feldherrn Lamachos und der mit ihm Gefallenen. Und nun, da ihre Gesamtstreitmacht, Flotte und Heer, zur Stelle war, suchten sie von der Höhe von Epipolai und dem Steilhang an bis zum Meere Syrakus mit einer Doppelmauer abzuschließen. Die Lebensmittel wurden dem Heere aus Italien von allen Seiten

zugeführt. Es stießen aber auch viele von den Siziern, die bis dahin noch zugesehen hatten, als Bundesgenossen zu den Athenern. Aus Tyrsenien kamen drei Fünfszigerer. So ging ihnen alles nach Wunsch vonstatten. Auch die Syrakusaner glaubten nicht mehr an einen siegreichen Ausgang des Krieges, da ihnen auch von der Peloponnes keine Hilfe gekommen war. So kam es zu Besprechungen über einen Frieden unter ihnen selbst, aber auch schon mit Nikias. Denn der führte nach dem Tode des Lamachos allein den Oberbefehl. Zum Abschluß kam es freilich nicht, aber es wurde doch, wie das in einer bedrängten und immer härter belagerten Bevölkerung natürlich ist, häufig mit Nikias darüber verhandelt und mehr noch in der Stadt selbst. Denn unter dem Druck der Not entstand Mißtrauen unter ihnen, wie sie denn auch die Feldherren, unter denen es soweit gekommen war, absetzten, als ob die den Schaden durch Mißgeschick oder Verrat verursacht hätten, und andere statt ihrer wählten, nämlich Herakleides, Eukles und Tellias.

Inzwischen war der Lakedaimonier Gylippos mit den Schiffen aus Korinth bereits bei Leukas und gedachte Sizilien schleunigst Hilfe zu bringen. Als aber die Unglücksposten ankamen, die alle auf dieselbe falsche Nachricht hinausliefen, Syrakus sei bereits vollständig abgeschlossen, gab Gylippos alle Hoffnung für Sizilien auf und fuhr, um wenigstens Italien zu retten, so schnell als möglich nach Tarent.

Als Gylippos erfahren hatte, daß Syrakus doch nicht gänzlich eingeschlossen sei, sondern daß man immer noch über die Hochebene in die Stadt gelangen könne, rückte er an, gewann am Eurýelos die Höhe und drang mit den Syrakusanern gegen die Mauer der Athener vor. Es traf sich aber, daß er gerade zu dem Zeitpunkt ankam, da die Athener mit ihrer Doppelmauer zum großen Hafen bis auf ein kleines Stück nach der Seeseite hin fertig waren. Daran bauten sie noch. Für das Stück nach der andern Seite der See hin lagen die Steine größtenteils schon bereit, teils war die Arbeit schon halb, ja auch schon ganz fertig und blieb nun so liegen. So groß schon war die Gefahr für Syrakus.

Die Athener gerieten, als Gylippos und die Syrakusaner so überraschend gegen sie anrückten, zuerst in Verwirrung, stellten sich aber dann in Ordnung auf. Da ließ Gylippos nahebei haltmachen und ihnen durch einen Herold sagen: Wenn sie binnen fünf Tagen aus Sizilien mit allem abziehen wollten, sei er bereit, mit ihnen einen Waffenstillstand zu schließen. Die Athener indes nahmen das nicht ernst und wiesen den Herold ab, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Als Nikias sah, daß die Macht der Feinde mit seinen eigenen Schwierigkeiten von Tag zu Tag wuchs,

schickte er nach Athen. Hatte er auch sonst schon wiederholt genauen Bericht erstattet, so tat er es jetzt besonders nachdrücklich, weil er seine Lage für sehr bedenklich hielt und an keine Rettung mehr glaubte, wenn man nicht so schnell als möglich entweder das Heer zurückziehe oder ansehnliche Verstärkung schicke. Weil er aber befürchtete, die Abgesandten möchten, etwa weil sie des Wortes nicht mächtig seien oder aus Vergeßlichkeit oder auch der Masse zu Gefallen nicht die wirkliche Lage darstellen, verfaßte er einen schriftlichen Bericht in der Meinung, so würden die Athener seine eigene Auffassung, ohne daß der Bote sie verdunkeln könne, erfahren und einen Beschluß fassen, der der wirklichen Lage entspräche. Darauf machten sich seine Abgesandten mit dem Brief und den sonstigen mündlichen Aufträgen auf die Reise. Er selbst aber war von jetzt ab schon mehr darauf bedacht, seine Stellung zu halten als von sich aus die Gefahr einer Schlacht zu suchen.

Im Winter des Jahres 414 kamen die Boten des Nikias nach Athen, richteten seine mündlichen Aufträge aus, gaben auf Fragen des einen oder anderen Antwort und überreichten sein Schreiben. Dann erhob sich der Staatsschreiber und las es den Athenern vor:

„Die früheren Ereignisse, Athener, kennt ihr aus vielen anderen Berichten. Jetzt aber ist es mehr als je an der Zeit, daß ihr erfahrt, in welcher Lage wir sind, und danach euren Entschluß faßt. Nachdem wir in den meisten Gefechten die Syrakusaner, gegen die wir ausgesandt waren, besiegt und die befestigten Werke, in denen wir jetzt liegen, er-

baut hatten, traf der Spartaner Gylippos mit Truppen aus der Peloponnes und einigen sizilischen Städten hier ein. In der ersten Schlacht wird er von uns geschlagen. Am folgenden Tage aber mußten wir, von seinen zahlreichen Reitern und Schützen bezwungen, uns in unsere Verschanzungen zurückziehen. Seitdem haben wir die Einschließung durch eine Mauer wegen der Überzahl der Gegner abbrechen müssen und halten uns ruhig. Denn unser ganzes Heer könnten wir dazu nicht verwenden, da die Bewachung der Mauern einen Teil des schweren Fußvolkes in Anspruch nimmt. Auch haben die Gegner eine einfache Quermauer gegen uns gebaut, so daß es nicht mehr möglich ist, sie ganz abzuschließen, es sei denn, man griffe diese Quermauer mit großer Macht an und nähme sie. Es hat sich also ergeben, daß wir, die wir andere zu belagern gedachten, dies an uns selbst, wenigstens auf der Landseite, erleben müssen. Denn weit ins Land können wir wegen der Reiterei nicht hinaus.

Sie haben auch Boten nach der Peloponnes um weitere Verstärkung geschickt und Gylippos bereist die Städte Siziliens, um sie, soweit sie noch ruhig sind, zum Kriege zu bereden, aber auch um womöglich noch Fußtruppen und Seerüstung beizuziehen. Denn sie beabsichtigen, wie ich erfahre, gleichzeitig mit dem Landheere unsere Mauern und mit der Flotte von der Seeseite anzugreifen. Daß auch von der See, das darf keiner von euch unerhört finden. Denn unsere Flotte — und das wissen auch sie — war anfangs vortrefflich imstande, die Schiffe trocken, der Mannschaftsbestand ungeschwächt. Jetzt aber ziehen die Schiffe Wasser, da sie schon

so lange in See sind, und die Besatzung schmilzt zusammen. Denn es ist nicht möglich, die Schiffe an Land zu ziehen und durchtrocknen zu lassen, weil die zahlenmäßig uns gewachsene, ja noch überlegene Flotte der Feinde uns ständig in Erwartung eines Angriffes hält. Alles spricht dafür, daß sie ihrerseits einen Angriff vorbereiten, auch haben sie eher die Möglichkeit, ihre Schiffe auszutrocknen; brauchen sie doch keinem Gegner aufzupassen.

Uns aber würde das selbst bei großer Überzahl von Schiffen kaum möglich sein, auch wenn wir nicht wie jetzt gezwungen wären, mit allen Wache zu halten. Denn ließen wir auch nur ein kleines in der Wachsamkeit nach, so hätten wir keinen Unterhalt mehr, den wir so schon nur mit Mühe an der feindlichen Stadt vorbei beitreiben können. Unser Mannschaftsbestand aber ist sehr zurückgegangen und geht auch jetzt noch zurück aus dem Grunde, weil von der Besatzung ein Teil beim Holz- und Wasserholen oder beim Beutemachen weitab von den Reitern niedergemacht wird; die Bedienungsmannschaft aber geht über, seit es gleich zu gleich mit uns steht, und die Söldner, die zum Dienst auf der Flotte gepreßt sind, laufen bei erster Gelegenheit in die Ortschaften davon; die aber, die sich anfangs durch den hohen Sold gewinnen ließen, mehr ans Verdienen als ans Fechten dachten und sich nun wider Erwarten einer Flotte und sonst allem beim Feinde gegenübersehen, die machen sich davon, wo sich Gelegenheit zum Überlaufen oder sonst eine Möglichkeit bietet. Sizilien ist ja groß. Es gibt auch solche, die auf eigene Hand Ge-

schäfte machen wollen und daher die Schiffsherren überredet haben, an ihrer Stelle Sklaven aus Hykkare einzustellen. So haben sie die strenge Zucht auf der Flotte zerstört.

Ihr wißt selbst am besten, was ich jetzt schreibe, daß der tüchtige Teil einer Bemannung immer nur klein ist und nur wenige es verstehen, ein Schiff anzurudern und das Rudern abzustoppen. Von dem allen ist aber das schlimmste, daß ich, der Feldherr, nicht imstande bin, dem zu wehren (denn Naturen wie die euren sind schwer zu lenken), und daß wir nichts haben, wovon wir die Bemannung ergänzen können, wozu die Feinde aber überall Gelegenheit finden. Notgedrungen muß vielmehr aus den mitgebrachten Mannschaften der jetzige Bedarf wie der künftige Ersatz kommen. Denn die Städte, die uns jetzt noch verbündet sind, Naxos und Katanen, sind dazu nicht imstande. Sollte aber auch noch das eine unseren Feinden zugute kommen, daß die italischen Orte, die uns ernähren, übergehen, wenn sie sehen, in welcher Lage wir sind, und daß ihr trotzdem nicht zu Hilfe kommt, dann würde der Feind ohne eine Schlacht, allein dadurch, daß wir durch Belagerung zur Übergabe gezwungen würden, mit dem ganzen Kriege fertig sein.

Ich hätte euch zwar angenehmere Dinge schreiben können als diese, nützlichere aber nicht, wofern ihr eure Entschlüsse jetzt in genauer Kenntnis der Lage fassen sollt. Zudem kenne ich eure Art, daß ihr nämlich immer das Angenehmste hören wollt, hinterher aber mit der Anklage da seid, wenn es nicht dementsprechend ausgeht. Daher hielt ich es für sicherer, die Wahrheit darzulegen.

In Hinsicht nun der ursprünglichen Aufgabe unseres Unternehmens verdienen weder Truppen noch Führer einen Tadel von euch und an dieser Einsicht habt ihr festzuhalten. Da aber ganz Sizilien zusammensteht und weitere Truppen aus der Peloponnes zu erwarten sind, liegt die Entscheidung jetzt nur bei euch, weil unsere Mittel hier nicht einmal für die augenblicklichen Erfordernisse ausreichen und es daher nötig ist, entweder die Leute hier abzurufen oder eine zweite und nicht geringere Streitmacht von Landtruppen und Schiffen nachzuschicken und dazu viel Geld, für mich aber einen Nachfolger, da ich meines Nierenleidens wegen nicht imstande bin, hier zu bleiben. Ich rechne dabei auf eure Nachsicht. Denn solange ich gesund war, habe ich euch als Feldherr viele gute Dienste geleistet. Was ihr aber auch tun wollt, das tut gleich mit Frühlingsanfang und ohne Verzug, da der Feind sich seine Verstärkung aus Sizilien binnen kurzem verschaffen wird, wenn auch die aus der Peloponnes nicht so bald. Dennoch werden sie, wenn ihr nicht aufpaßt, wie schon das erste Mal unversehens oder früher hier sein als ihr.“

So lautete das Schreiben des Nikias. Als die Athener es vernommen hatten, entließen sie zwar den Nikias nicht aus dem Amte, gaben ihm aber bis zur Ankunft neugewählter Mitfeldherren zwei von den Männern in Sizilien zur Seite, Menandros und Euthydemos, damit er bei seiner Krankheit die Last nicht allein zu tragen habe. Dazu beschlossen sie, Verstärkung für die Flotte und das Landheer zu schicken, und zwar aus der Stammrolle der Athener wie auch von den Bündnern. Zu seinen Mitfeld-

herren wählten sie Demosthenes, des Alkisthenes, und Eurymedon, des Thukles Sohn. Den Eurymedon schickten sie sogleich um die Zeit der Wintersonnenwende mit zehn Schiffen und zwanzig Silbertalenten nach Sizilien, um denen dort anzukündigen, daß Hilfe komme und für sie gesorgt werde.

Dekeleia war nach der Einnahme durch die Lakedaimonier im Laufe dieses Sommers (413) zuerst von ihrer ganzen Armee als Festung ausgebaut worden und wurde dann durch Besatzungen, die aus den verbündeten Städten in regelmäßiger Ablösung ins Land rückten, besetzt gehalten. Dies brachte den Athenern viel Schaden und verschlimmerte ihre Lage, vornehmlich durch die Zerstörung von Hab und Gut und die Vernichtung von Menschenleben. Früher hatten nämlich die kurzen Einfälle die Nutzung des Bodens in der übrigen Zeit nicht behindert. Jetzt aber saßen ihnen die Feinde unentwegt darauf, bald rückten sie in größerer Zahl an, bald streifte die gewöhnliche Besatzung bei Bedarf durchs Land und veranstaltete einen Raubzug. Auch betrieb der König der Lakedaimonier, Agis, der in Person dabei war, den Krieg nicht nur so nebenbei, und daher hatten die Athener große Verluste. Denn das ganze Land war ihnen genommen und mehr als zwanzigtausend Sklaven, dazu meist Handwerker, waren ihnen entlaufen, alles an Schafen und Lasttieren war eingegangen und da die Reiterei täglich ausrückte, Streifen gegen Dekeleia unternahm und überall im Lande Wachdienst machen mußte, waren die Pferde durch die

ständige Überanstrengung auf dem steinigen Boden lahm geworden oder aber verwundet. Die Zufuhr an Lebensmitteln aus Euboia, die früher von Oropos aus auf dem kürzeren Landwege über Dekeleia erfolgte, ging jetzt zur See um Sunion herum und verteuerte sich so. Auf Zufuhr aber war die Stadt in allem gleicherweise angewiesen und so glich Athen tatsächlich mehr einer Festung als einer offenen Stadt. Über Tag hielten die Athener abwechselnd an der Brustwehr Wache, in der Nacht aber waren alle außer den Reitern teils auf Posten hier und da, teils auf der Mauer und mußten sich Sommer wie Winter abplagen. Am meisten bedrückte es sie, daß sie zwei Kriege zugleich zu führen hatten, und doch entwickelten sie einen Wettetifer, wie niemand ihn früher bei ihnen für möglich gehalten hätte. Denn daß sie, selber von den Peloponnesiern durch einen Befestigungsgürtel eingeschlossen, trotzdem nicht von Sizilien abließen, sondern dort auf die gleiche Weise nun ihrerseits Syrakus einschließen würden (eine Stadt, die an und für sich nicht unbedeutender ist als Athen) und daß sie ein so unerwartetes Maß von Macht und Entschlossenheit bewiesen, während man zu Beginn des Krieges von ihnen ein oder zwei, höchstens drei Jahre, keinesfalls aber längere Zeit Durchhaltens erwartet hatte, falls die Peloponnesier ihnen ins Land fielen — und nun zogen sie siebzehn Jahre nach deren erstem Einfall noch nach Sizilien, da sie doch durch den Krieg bereits in jeder Weise geschwächt waren, und unternahmen noch einen zweiten Krieg dazu, der nicht weniger schwer war als der erste mit den Peloponnesiern. Aus all diesen

Gründen, zu denen jetzt noch der Druck von Dekeleia kam, das ihnen viel Schaden tat, und wegen der anderen großen Aufwendungen, die ihnen zur Last fielen, begann ihnen das Geld auszugehen. Um diese Zeit legten sie ihren Untertanen statt der bisherigen Steuern den Zwanzigsten von aller Ein- und Ausfuhr zur See auf im Glauben, so größere Einkünfte zu erzielen. Denn ihre Ausgaben waren nicht dieselben wie früher, sondern um soviel größer geworden, als der Krieg an Umfang zugenommen hatte, während die Einnahmen zurückgegangen waren.

Die zur Verstärkung des Demosthenes bestimmten, aber zu spät eingetroffenen Thraker, für die sie bei ihrem augenblicklichen Geldmangel nicht aufkommen wollten, schickten die Athener sogleich wieder nach Hause. Das Kommando über ihren Rückmarsch gaben sie dem Diitrephes, dem sie gleichzeitig auftrugen, mit diesen Truppen auf der Fahrt, die über den Euripos ging, dem Feinde womöglich Abbruch zu tun. Der ließ sie bei Tanagra landen, um dort im Fluge ein wenig zu plündern. Von Chalkis auf Euboia fuhr er dann zur Abendzeit über den Euripos, landete in Boiotien und führte sie gegen Mykalessos. Die Nacht über lagerte er mit ihnen unbemerkt bei dem Hermestempel, der von Mykalessos etwa sechzehn Stadien entfernt liegt, und bei Tagesanbruch fiel er über die Stadt her und nahm sie ein, dies kleine Städtchen, wo man gegen einen Überfall nicht gerüstet war und niemand erwartet hatte, daß je ein Feind einen so weiten Weg vom Meere heraufziehen würde, um

sie zu überfallen, weswegen denn auch die Mauer schwach, hier und da eingefallen und streckenweis nur niedrig gehalten war, auch die Tore, weil man an keine Gefahr dachte, offenstanden. So drangen die Thraker in Mykalessos ein, verwüsteten Häuser und Heiligtümer, mordeten die Menschen und schonen weder jung noch alt, sondern töteten alle ohne Unterschied, wie sie ihnen in den Weg kamen, Weiber und Kinder, ja sogar die Zugtiere und was sie sonst Lebendiges zu Gesicht bekamen. Denn das Volk der Thraker ist eins der blutdurstigsten unter den Barbaren — wenn es sich sicher fühlt. So gab es denn auch hier eine große Verwirrung und Greuel jeder Art. Unter anderem brachen sie in eine Knabenschule ein, die größte im Orte, gerade als die Kinder eben hineingegangen waren, und hieben sie alle nieder. Dabei war dies Schicksal, das mit keinem anderen vergleichbar die ganze Stadt traf, in all seinen Schrecken gänzlich unerwartet hereingebrochen.

Als die Thebaner hiervon Kunde erhielten, eilten sie zu Hilfe. Sie holten die Thraker ein, die schon ein kleines Stück abmarschiert waren, nahmen ihnen die Beute ab und jagten sie in wilder Flucht vor sich her bis zum Euripos und ans Meer, wo die Schiffe, die sie hergebracht, vor Anker lagen. Was sie von jenen töteten, fiel meist, während sie sich einschiffen wollten, da sie nicht schwimmen konnten und die Leute an Bord, als sie die Vorgänge an Land beobachteten, die Schiffe außer Schußweite zu bringen suchten. Sonst hatten sich die Thraker bei dem Rückzuge gegen die thebanische Reiterei, die zuerst angriff, nicht ungeschickt zur Wehr ge-

setzt, indem sie nach ihrer heimischen Kampfweise zuerst wegliefen, dann sich wieder zusammenschlossen und so hierbei nur wenige Leute verloren. Ein Teil von ihnen war aber noch in der Stadt selbst beim Plündern überrascht und niedergemacht worden. Im ganzen fielen zweihundertfünfzig von dreizehnhundert Thrakern. Von den Thebanern und den anderen, die mit zu Hilfe gekommen waren, erschlugen sie insgesamt etwa zwanzig Reiter und Schwerbewaffnete, darunter auch Skirphondas, ein Mitglied der thebanischen Regierung. Von den Mykalessiern aber war bei der Verfolgung ein erheblicher Teil daraufgegangen. Soviel von Mykalessos und seinem Leid, das, wenn man die Größe des Städtchens berücksichtigt, so jammervoll ist wie nur eines in diesem Kriege.

Eben jetzt, da die athenische Flotte ihre erste Schlappe erlitten hatte, langten Demosthenes und Eurymedon mit der Verstärkung von Athen an, nämlich mit dreiundsiebzig Schiffen eingerechnet die der Bündner, gegen fünftausend eigenen und bündischen Schwerbewaffneten, sowie zahlreichen hellenischen und barbarischen Schleuderern, Speer- und Bogenschützen, dazu der übrigen Rüstung in genügender Stärke. Bei den Syrakusanern und ihren Verbündeten gab es im ersten Augenblicke keinen kleinen Schrecken, daß nun ein Ende, das sie von dem Druck befreie, in keiner Weise zu erwarten sein sollte, da sie doch sahen, daß trotz der Befestigung von Dekeleia nichtsdestoweniger nochmals ein beinahe so starkes Heer wie das frühere angekommen war und wie groß die athenische Macht sich

nach allen Seiten entfalte. Bei dem ersten Heer der Athener aber kam, soweit das nach der Niederlage möglich war, wieder eine zuversichtliche Stimmung auf. Als Demosthenes sah, wie die Dinge standen, glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen. Also beschloß er einen überraschenden Angriff auf die befestigte Höhe.

Dieser hatte auch zunächst vollen Erfolg. Wie aber die Athener, als sei ihr Sieg schon entschieden, in ziemlicher Unordnung weiter vordrangen, um mit der ganzen Macht des Gegners, auch soweit sie noch nicht ins Gefecht gekommen war, ein Ende zu machen, damit die sich nicht wieder sammeln könnten, wie sie im Angriff nachließen — da stellten sich ihnen zuerst die Boioter entgegen, warfen sich gegen sie, schlugen sie zurück und trieben sie in die Flucht.

In diesem Augenblicke entstand bei den Athenern bereits arge Verwirrung und Ratlosigkeit. Es war nicht leicht, von der einen oder anderen Seite über den ganzen Zusammenhang oder auch über die einzelnen Vorgänge Aufschluß zu erhalten. Geschehnisse am hellen Tage sind ja weit besser zu beobachten und doch weiß nicht einmal bei ihnen der Beteiligte das Ganze, kaum selbst die Einzelheiten, die den einzelnen betreffen. Von einem nächtlichen Kampfe aber wie diesem, der in diesem Kriege ja doch der einzige zwischen bedeutenden Truppenmassen war — wie hätte sich davon einer ein genaues Bild machen können? Es war zwar heller Mondschein und man sah sich einander, aber doch nur, wie es eben bei Mondbeleuchtung ist, wo man wohl das Bild des Körpers vor Augen hat, aber zu

unsicher ist, um die Besonderheiten zu erkennen. Von den Schwerbewaffneten kamen auf beiden Seiten nicht wenige im Gedränge zu Sturz. Von den Athenern war ein Teil schon geschlagen, während die andern noch im ersten Anlauf ungeschwächt vordrangen. Ein großer Teil ihres übrigen Heeres hatte eben erst die Höhe erstiegen, ein anderer war noch im Anstieg, so daß sie nicht wußten, wohin sich wenden. Denn schon war bei den Vordersten nach dem Rückschlag alles in Verwirrung geraten und bei dem Geschrei war es schwer, etwas zu unterscheiden. Denn die Syrakusaner und ihre Verbündeten feuerten sich im Gefühl ihres Sieges gegenseitig mit lautem Geschrei an, zumal es unmöglich war, bei Nacht auf andere Weise Kommandos zu geben, und dabei fingen sie zugleich die Angriffe auf. Die nachrückenden Athener suchten die Ihren und hielten alles, was ihnen entgegenkam, auch wenn es zu ihren bereits zurückflutenden Freunden gehörte, für Feind und durch das ewige Fragen nach der Losung, woran allein sie sich erkennen konnten, erregten sie unter den eigenen Leuten gewaltige Verwirrung, da immer alle zugleich fragten, und gaben sie auch den Feinden bekannt. Die der Feinde umgekehrt erfuhren sie aber nicht, da diese als die Sieger und in ihrer geschlossenen Ordnung sich einander ganz gut erkennen konnten. Trafen also selbst überlegene athenische Truppen auf feindliche, so kamen die davon, da sie ja die athenische Losung kannten; gaben sie aber selber keine Antwort, so wurden sie niedergemacht. Das größte und meiste Unheil aber richtete der Schlachtgesang an. Denn da er auf beiden

Seiten fast ähnlich war, stiftete er nur Verwirrung. Die Argeier und Kerkyraier und was sonst an Doriern bei den Athenern war, brachten, wenn sie den Schlachtgesang anstimmten, Schrecken unter die Athener; die Feinde aber nicht minder. Schließlich stießen an vielen Punkten eigene Abteilungen gegeneinander, nachdem sie einmal in Verwirrung geraten waren, Freund gegen Freund, Bürger gegen Mitbürger, und sie versetzten sich dadurch nicht nur in Schrecken, sondern kamen miteinander wirklich ins Handgemenge und konnten nur mit Mühe auseinandergebracht werden. Vom Feinde verfolgt, stürzten sich viele die steilen Abhänge hinab und fanden den Tod, da von Epipolai nur ein schmaler Pfad wieder hinunterführt. Von denen, die von der Höhe heil in die Ebene gelangt waren, entkamen die meisten ins Lager, so namentlich die mit der Gegend schon besser vertrauten alten Soldaten, während vom späteren Nachschub manche den Weg verfehlten und in der Gegend herumirrten. Die machte, als es Tag geworden, die umherstreifende Reiterei der Syrakusaner nieder.

Am folgenden Tage errichteten die Syrakusaner zwei Siegesmale, das eine auf Epipolai, wo die Athener aufgestiegen waren, das andere an der Stelle, wo die Boioter zuerst Widerstand geleistet hatten. Die Athener holten unter Waffenruhe ihre Toten ein. Es waren aber von ihnen und den Bündnern recht viele gefallen. Die Zahl der erbeuteten Schilde war indes noch größer als die der Toten. Denn die genötigt gewesen waren, die Abhänge hinunterzuspringen, und dabei die Schilde wegge-

worfen hatten, waren nur zum Teil umgekommen, die andern hatten sich retten können.

Inzwischen überlegten die Feldherren der Athener, was nach der Niederlage und bei der überall im Heer eingerissenen Mutlosigkeit zu tun sei. Bei ihren Unternehmungen hatten sie offensichtlich kein Glück und die Soldaten murrten gegen ein längeres Bleiben. Auch litten sie an Krankheiten, und zwar aus zwei Gründen: weil dies die Jahreszeit war, da die Menschen am anfälligsten sind, und weil die Stelle, wo sie lagerten, sumpfig und ungesund war. Aber auch sonst schien ihnen die Lage hoffnungslos. Demosthenes war deshalb dafür, nicht länger zu bleiben. Dieselbe Erwägung, in der er den Angriff auf Epipolai, falls er fehlschlagen sollte, gewagt hatte, sprach er auch jetzt aus: Man müsse abrücken und nicht länger verziehen, solange das Meer noch befahrbar sei und sie es wenigstens mit den neu angekommenen Schiffen ihrer Gesamtmacht behaupten könnten. Auch für den Staat sei es seiner Meinung nach ersprießlicher, gegen die Feinde Krieg zu führen, die sich in seinem eigenen Lande festgesetzt, als gegen die Syrakusaner, die man so leicht nicht mehr unterkriegen werde. Andererseits sei es unvernünftig, so viel Geld umsonst aufzuwenden und vor Syrakus sitzen zu bleiben.

Das war die Ansicht des Demosthenes. Auch Nikias seinerseits hielt die Lage für schlimm, wollte aber nicht, daß von ihrer Schwäche laut die Rede sei und daß sie durch einen öffentlichen Beschluß in größerem Kreise ihre Rückzugsabsicht an die Feinde ver-

rieten. Denn so würden sie, falls sie es wirklich einmal vorhätten, viel weniger in der Lage sein, es unbemerkt auszuführen. Dazu kam, daß die Lage der Feinde nach dem, was er mehr als die anderen davon in Erfahrung gebracht hatte, ihm noch Hoffnung gab, es werde dort noch schlechter gehen als bei ihnen selber, wenn sie nur die Belagerung durchhielten. Geldmangel würde die zermürben, zumal die Athener selbst mit ihrer jetzigen Flottenmacht das Meer weiter beherrschten als früher. Auch gab es in Syrakus eine Partei, die den Athenern die Macht in die Hände spielen wollte, und die hatte ihm Botschaft gesandt und riet vom Rückzug ab. Im Wissen um diese Dinge schwankte er tatsächlich mit seinen Erwägungen nach beiden Seiten und hielt zurück. Öffentlich und laut aber erklärte er damals, er ziehe nicht ab. Wisse er doch genau, daß die Athener dies von ihnen nicht hinnehmen würden, wenn man ohne ihren Beschluß abziehe. Denn dort würden nicht die Leute über sie zu urteilen haben, die die Dinge so wie sie aus eigener Anschauung und nicht erst durch die gehässige Darstellung anderer kennenlernten. Durch die Verleumdungen des ersten besten guten Redners vielmehr würden die sich bereden lassen. Selbst von den Soldaten hier würden viele, ja die meisten, sagte er, die jetzt über ihre schlimme Lage so laut schrien, wenn sie erst einmal daheim wären, über das Gegenteil schreien: daß die Feldherren, diese Verräter, nur abgezogen seien, weil sie bestochen wurden. Er kenne die Art der Athener, und ehe er auf eine schimpfliche Anklage hin von ihrer Hand zu Unrecht sein Ende finde, wolle er, wenn es denn sein

müsse, lieber den Kampf wagen und das in freiem Entschluß vom Feinde erleiden. Dabei sei die Lage der Syrakusaner, sagte er, immer noch schlimmer als ihre eigene. Denn die hätten mit ihrem Gelde Söldner zu ernähren, den Aufwand für die Befestigungen außerhalb der Stadt zu bestreiten und müßten nun schon ein Jahr lang die große Flotte unterhalten, so daß sie jetzt bereits in Not seien, künftig aber erst recht in Verlegenheit kommen würden. Zweitausend Talente hätten sie schon ausgegeben, dazu noch große Schulden gemacht. Wenn sie aber an ihrer jetzigen Rüstung auch nur im geringsten durch Einschränkung der Verpflegung kürzten, würden sie ihre eigene Macht zerstören, die mehr auf Hilfstruppen beruhe als auf der militärischen Dienstpflicht wie bei den Athenern. Man müsse also, sagte er, die Belagerung fortsetzen und bei so großer Überlegenheit nicht nach der ersten verlorenen Schlacht abziehen.

So sprach Nikias und blieb dabei, da er über die Lage in Syrakus und die Geldknappheit dort gut unterrichtet war und daß es dort eine große Partei gab, die den Athenern die Macht wünschte und ihm Botschaften sandte, er möge nicht abziehen; und da er außerdem wie früher wenigstens noch auf die Schiffe sein Vertrauen setzte, auch nachdem er geschlagen war.

Demosthenes aber war mit der weiteren Belagerung keineswegs einverstanden. Wenn man schon ohne einen athenischen Volksbeschluß nicht abziehen dürfe, sondern auf Sizilien bleiben müsse, solle man, sagte er, wenigstens nach Thapsos oder Katane abziehen. Von dort aus könne man mit dem Heere

weit ins Land streifen, um sich Unterhalt zu verschaffen, das feindliche Gebiet zu verwüsten und ihnen Abbruch zu tun; mit der Flotte aber könnten sie auf offenem Meere ihre Gefechte liefern und brauchten es nicht im engen Sunde zu tun, der für die Feinde günstiger sei, sondern eben in der Weite, wo ihnen die Vorteile der Erfahrung zugute kommen würden und sie weichen und anfahren könnten, ohne in eng umschriebenem Raume ausfahren oder einlaufen zu müssen. Um alles mit einem Worte zu sagen: auf keine Weise, sagte er, behage es ihm, noch länger zu bleiben, sondern man müsse jetzt so schnell wie möglich und ohne Zaudern aufbrechen. Eurymedon stimmte ihm darin zu. Da Nikias aber bei seinem Widerspruch blieb, wurde man bedenklich und kam zu keinem Entschluß, zumal man auch vermutete, Nikias müsse doch wohl mehr wissen, daß er so fest bleibe. Auf diese Weise kamen die Athener ins Zögern und blieben im Lande.

Als die Feldherren der Athener aber nach einiger Zeit sahen, daß die Syrakusaner neue Verstärkungen erhalten hatten, daß zugleich ihre eigene Lage sich aber nicht zum Besseren wende, sondern von Tag zu Tag schwieriger werde, namentlich Seuchen ihre Leute quälten, bereuten sie es, nicht vorher abgefahren zu sein. Und da auch Nikias sich ihnen nicht mehr widersetzte, sondern nur verlangte, es dürfe nicht offen beschlossen werden, gaben sie so heimlich als möglich der ganzen Flotte den Befehl, sich für die Abfahrt auf ein Zeichen hin bereitzuhalten. Da nun alles fertig war und sie eben im Begriffe sind, abzufahren, tritt eine Mondfinsternis

ein. Es war nämlich eben Vollmond. Da verlangten die meisten Athener, die sich das zu Herzen nahmen, die Feldherren sollten es aufschieben, und Nikias, der auf Vorzeichen und dergleichen nur allzuviel gab, erklärte, er werde nicht einmal eine Beratung darüber zulassen, ob früher abzufahren sei, bevor man nach Weisung der Wahrsager dreimal neun Tage gewartet habe. Da aus diesem Grunde nun einmal eine Verzögerung bei den Athenern eingetreten war, so ergab es sich, daß sie blieben.

Als die Syrakusaner nun auch unzweifelhaft zur See Sieger geworden waren, während sie doch vorher vor den neu angekommenen Schiffen des Demosthenes Angst gehabt hatten, befanden sich die Athener in völliger Mutlosigkeit. Ihre Enttäuschung war groß, viel größer noch die Reue über das ganze Unternehmen. Hier waren sie das erste und einzige Mal an Städte von gleicher Beschaffenheit geraten, die bereits demokratische Verfassungen wie sie selbst hatten, auch Schiffe, Reiterei und überhaupt bedeutende Macht. So konnten sie bei denen weder durch Verfassungsänderung irgendwie, noch durch weit überlegene Rüstung einen Umschlag herbeiführen, womit sie sie wohl sonst unterworfen hätten. Sondern, in den meisten Gefechten unterlegen, wußten sie schon vorher nicht ein und aus, und als sie nun auch noch mit der Flotte geschlagen waren, was sie nie geglaubt, war das noch viel mehr der Fall.

Die Syrakusaner aber segelten auch gleich ganz dreist am Hafen vorbei und beabsichtigten, die Einfahrt zu sperren, damit die Athener, auch wenn sie wollten, unbemerkt nicht mehr abfahren könnten. Denn nun richteten sie ihr Augenmerk schon nicht mehr bloß darauf, selbst heil davonzukommen, sondern wollten bereits jene daran hindern, da sie mit Recht meinten, nach den bisherigen Erfolgen sei

ihre Lage günstiger. Und wenn sie es fertig brächten, die Athener und ihre Bündner zur Lande und zur See zu schlagen, werde ihr Kriegeruhm vor allen Hellenen erstrahlen. Dann würden die übrigen Hellenen entweder sich gleich befreien oder doch aller Furcht ledig sein. Würde doch, was dann von der athenischen Macht noch übrigbleibe, nicht mehr imstande sein, den Krieg weiter zu ertragen. Sie selbst hätten dann den Ruhm, als Urheber dessen von der Mit- und Nachwelt bewundert zu werden. Es war auch wirklich schon aus diesen Gründen ein Entscheidungskampf von großer Bedeutung, aber auch deswegen, weil sie im Begriff waren, nicht allein die Athener zu besiegen, sondern auch deren zahlreiche Bündner, und zwar auch nicht sie allein wiederum, sondern zusammen mit ihren Verbündeten, wobei sie neben den Lakedaimoniern und Korinthern führend waren, ihre Stadt einsetzten und zugleich im Seewesen ein gut Stück vorwärts kamen. Denn im Kampf um diese eine Stadt trafen sehr viele Völker zusammen noch außer der Gesamtmasse derer, die sich in diesem Kriege an Lakedaimon oder Athen angeschlossen hatten.

Die Syrakusaner und ihre Verbündeten hielten es mit gutem Grunde für einen herrlichen Erfolg, wenn sie nach dem Siege in der Seeschlacht auch noch die ganze Macht der Athener, so gewaltig sie sei, vernichten könnten und sie auf keinem Wege, weder zur See noch zu Lande, entkommen ließen. Sie begannen also gleich, den großen Hafen, dessen Einfahrt ungefähr acht Stadien breit ist, mit quer vorgelegten, verankerten Dreiruderern, Lastschiffen und Booten zu sperren. Auch sonst trafen sie für

den Fall, daß die Athener eine zweite Seeschlacht wagen würden, ihre Vorkehrungen und waren überhaupt hohen Mutes.

Tatsächlich rafften denn auch die Athener noch einmal alle Kräfte zusammen, um die Ausfahrt zu erzwingen, wurden aber vernichtend geschlagen.

Nach dieser gewaltigen Seeschlacht, in der beide Teile viele Schiffe und Menschen verloren, bargen die siegreichen Syrakusaner und ihre Verbündeten Schiffstrümmer und Tote, fuhren zur Stadt zurück und errichteten ein Siegesmal. Die Athener aber dachten unter dem Eindruck des ungeheuren Unglücks nicht einmal daran, um die Herausgabe ihrer Trümmer und Leichen zu bitten, sondern hatten nur das Verlangen, noch gleich in der Nacht abzuziehen. Demosthenes ging zu Nikias und machte ihm den Vorschlag, den Rest der Schiffe zu bemanen und mit ihnen gleich bei Tagesanbruch die Ausfahrt womöglich zu erzwingen, da sie, wie er meinte, noch mehr seetüchtige Schiffe übrig behalten hätten als die Feinde. Die Athener hatten nämlich noch gegen sechzig übrig, die Gegner aber weniger als fünfzig. Nikias trat auch seiner Meinung bei. Als sie aber die Schiffe bemanen wollten, weigerten sich die Mannschaften an Bord zu gehen, da sie durch die Niederlage völlig erschüttert waren und an keinen Sieg mehr glaubten. Demnach ging die allgemeine Auffassung dahin, man müsse zu Lande abziehen.

Hermokrates in Syrakus ahnte diese Absicht und da er es für gefährlich hielt, wenn ein so starkes Heer zu Lande abziehe und sich irgendwo in Sizilien festsetze in der Absicht, den Krieg von neuem

zu beginnen, wandte er sich an die Regierung und setzte ihr auseinander, man dürfe es nicht ruhig ansehen, wenn jene bei Nacht abzögen, wobei er das vorbrachte, was er aus eigener Vermutung erwartete. Vielmehr müßten alle Syrakusaner und ihre Verbündeten auf der Stelle ausrücken, die Wege sperren und die Pässe vorher besetzen und halten. Die Behörden ihrerseits teilten zwar seine Ansicht und waren dafür, meinten aber, die Leute seien froh, sich erst einmal von der großen Seeschlacht ausruhen zu können, und würden nicht gerne gehorchen, zumal gerade Festtag sei; es wurde nämlich an diesem Tage das Heraklesfest bei ihnen gefeiert. Denn in ihrer Siegesfreude saßen die meisten an diesem Festtage beim Becher und sie würden voraussichtlich auf alles von ihnen eher hören als darauf, daß sie in diesem Augenblick die Waffen nehmen und ausrücken sollten. Da den Behörden aus solchen Überlegungen die Sache untunlich erschien, redete Hermokrates ihnen nicht weiter zu, sondern gebrauchte auf eigene Faust eine List. Weil er besorgte, die Athener möchten bei Nacht in aller Stille einen Vorsprung gewinnen und die gefährlichsten Stellen hinter sich bringen, schickte er einige seiner Freunde mit einer Anzahl Reiter, als es anfang zu dunkeln, zum Lager der Athener. Die ritten auf Hörweite heran, riefen, als seien sie Freunde der Athener, einige mit Namen an (Nikias hatte ja seine Zuträger in der Stadt) und trugen ihnen auf, dem Nikias zu sagen, er solle das Heer diese Nacht nicht abführen, da die Syrakusaner die Wege besetzt hielten, sondern in Ruhe seine Vorkehrungen treffen und bei Tage abrücken. So sag-

ten die und ritten wieder ab. Die im Lager, die es gehört hatten, meldeten es den Feldherren der Athener und die warteten denn auch auf diese Meldung hin, weil sie an Betrug nicht dachten.

Und da es auch dann nicht gleich zum Aufbruch kam, beschlossen sie, auch den folgenden Tag noch zu bleiben, damit die Soldaten, so gut es sich machen ließe, aufs zweckmäßigste packen könnten, um alles übrige dazulassen und nur gerade mit dem, was für die Lebensnotdurft nötig war, abzumarschieren. Inzwischen waren aber die Lakedaimonier und Gylippos ihnen mit dem Landheere zuvorgekommen, hatten die Straßen im Lande, die die Athener vermutlich einschlagen würden, durch Verhaue gesperrt, die Furten der Bäche und Flüsse besetzt und überall, wo es zweckmäßig erschien, das Heer zu empfangen und aufzuhalten, Stellung bezogen. Mit der Flotte aber fuhren sie heran und zogen die Schiffe der Athener vom Strande herab. Nur einige wenige hatten die Athener noch selbst planmäßig in Brand stecken können, die übrigen, wie sie einzeln an Land gesetzt waren, nahmen die Syrakusaner in aller Ruhe, ohne Widerstand zu finden, ins Schlepptau und brachten sie in die Stadt ein.

Darauf, als Nikias und Demosthenes meinten, es sei alles soweit, erfolgte denn endlich am dritten Tage nach der Seeschlacht der Aufbruch des Heeres. Das war nun eine furchtbare Sache nicht nur aus dem einen Grunde, weil sie nach Verlust aller Schiffe abziehen mußten und, statt ihre großen Hoffnungen erfüllt zu sehen, selber mitsamt ihrer Stadt gefährdet waren, sondern was jeder einzelne beim Verlassen des Lagers erblicken mußte, tat

dem Auge weh und zerriß das Herz. Denn die Leichen lagen unbestattet, und wer einen Angehörigen so daliegen sah, den befiel Trauer und Grauen zugleich. Die Verwundeten und Kranken aber, die man lebend zurücklassen mußte, waren noch beklagenswerter als die Toten und unglücklicher als die Gefallenen. Mit ihren ausgereckten Armen und ihrem Jammergeschrei brachten die sie zur Verzweiflung, da sie mitgenommen werden wollten und jeden einen anschrien, so wie einer einen Freund oder Angehörigen erblickte. In dem Augenblick, da die Zeltgenossen abrücken wollten, klammerten sie sich an sie und folgten ihnen, soweit sie konnten, bis einen die Kräfte des Geistes und Körpers verließen und er liegen blieb, wimmernd mit den letzten schwachen Beschwörungen. So kamen die Truppen, die ganz in Tränen waren und sich nicht zu helfen wußten, nur schwer fort, obwohl es aus Feindesland wegging und sie schon Leid über alle Tränen erlitten hatten und im Hinblick auf die dunkle Zukunft wohl noch weiter zu erleiden haben würden. In der tiefsten Niedergeschlagenheit klagten sie sich selbst an. Nicht anders sah es aus als wie der Auszug einer eroberten Stadt, und zwar keiner kleinen. Denn die Gesamtmasse, die da zugleich in Marsch war, betrug nicht weniger als vierzigtausend Köpfe. Dabei schlepten nicht nur die anderen Waffengattungen alle mit, was jeder brauchen konnte, sondern sogar die Schwerebewaffneten und die Reiter mußten wider ihre Gewohnheit außer den Waffen ihre Verpflegung selber tragen, teils weil sie keine Diener mehr hatten, teils aus Mißtrauen. Die Diener nämlich waren

meist schon lange oder noch vor kurzem davongelaufen. Aber was sie trugen, reichte nicht aus. Denn es war kein Mehl mehr im Lager.

Die Tatsache, daß an all dem sonstigen Elend alle gleichen Teil hatten, die sonst in dem Bewußtsein des „mit vielen zusammen“ eine gewisse Erleichterung bringt, wurde in dieser Lage doch nicht als erleichternd empfunden. Von welchem Glanz und Stolz des Anfangs war man aber auch zu welchem Ende und welcher Erniedrigung gelangt! Denn dies war in der Tat der größte Umschlag, der je ein hellenisches Heer getroffen. War man gekommen, um andere zu knechten, so geschah es nun, daß man abziehen mußte, um das nicht selbst zu erleiden. An Stelle von Segenswünschen und Siegesliedern, mit denen sie ausfuhren, mußten sie nun im Gegenteil unter Verwünschungen abrücken. Zu Fuß statt zu Schiff mußten sie ziehen und sich auf Fuß- statt auf Seedienst einrichten. Dennoch erschien ihnen das alles noch erträglich gegen die Gefahr, die drohend über ihnen hing.

Als Nikias das Heer so mutlos und ganz umgewandelt sah, ging er die Reihen entlang, um die Leute, so gut es ging, zu ermutigen und zu trösten, und wie er von einem zum andern kam, erhob er seine Stimme immer mehr vor Eifer und auch weil er sich möglichst weit verständlich machen und zur Wirkung bringen wollte:

„Selbst in dieser Lage, Athener und Bündner, muß man Hoffnung haben; sind doch schon manche aus noch schlimmeren Lagen heil davongekommen. Auch sollt ihr euch nicht selbst allzuschwere Vorwürfe über eure Niederlage oder über dies ganze

Elend machen. Bin ich doch selber nicht besser daran als irgendeiner von euch (ihr seht ja, wie ich unter meiner Krankheit leide) und während ich in meinem persönlichen Leben und auch sonst für so glücklich galt wie nur einer, schwebe ich jetzt in derselben Gefahr wie der Geringste im Heere. Und doch habe ich mein Leben lang meine Pflichten gegen die Götter erfüllt und mich gegen die Menschen gerecht und unanständig betragen. Darum ist meine Hoffnung auf die Zukunft trotz allem zuversichtlich und die Schicksalsschläge schrecken mich nicht so, wie sie sonst wohl sollten. Die werden denn auch wohl bald ihr Ende haben. Denn das Glück der Feinde hat sein volles Maß gefunden und wenn wir durch unser Unternehmen den Neid eines Gottes erregt haben sollten, so sind wir genug gestraft. Es sind ja auch schon andere in Feindesland eingefallen und sie haben für ihr Menschen-tun auch nur leiden müssen, was Menschen aushalten können. Also dürfen auch wir wohl auf mildere Schickung von der Gottheit jetzt hoffen. Verdienen wir doch bereits eher Mitleid als Neid.

Auch wenn ihr auf euch selbst schaut, wie ihr da gewaffnet in Reih und Glied einherzieht, braucht ihr nicht allzusehr Angst zu haben. Bedenkt doch, daß ihr selbst ohne weiteres eine Stadt seid, wo immer ihr euch hinsetzt, und daß keine einzige in Sizilien einen Angriff von euch leicht wird aushalten noch eine feste Stellung von euch wird ausheben können. Marschieren freilich müßt ihr unerschütterlich und in straffer Ordnung. Darauf müßt ihr selbst achten und ein jeder soll nur dies bedenken, daß der Platz, an dem er zu kämpfen ge-

zwungen wird, ihm im Falle des Sieges Vaterland und Bollwerk sein wird. Eile ist gleichwohl auf unserem Marsche Tag und Nacht geboten. Denn unsere Verpflegung ist knapp. Haben wir einen befreundeten Platz im Gebiet derjenigen Sizilier erreicht, die aus Furcht vor den Syrakusanern uns treu sind, dann erst dürft ihr glauben, in Sicherheit zu sein. Es ist auch schon Meldung vorausgeschickt und ihnen geboten, uns entgegenzuziehen und Lebensmittel mitzubringen. Alles in allem, Soldaten, bedenkt, daß ihr notwendig tapfere Männer sein müßt; denn es ist kein Platz in der Nähe, wohin ihr euch, falls ihr schlapp macht, retten könntet. Und wenn ihr euch jetzt durch die Feinde durchschlagt, so werdet ihr anderen das wiedersehen, wonach ihr euch sehnt, ihr Athener aber werdet die große Macht eurer Stadt, wie tief sie auch gesunken sei, wiederaufrichten. Männer sind ja der Staat und nicht Mauern oder Schiffe ohne Männer.“

Mit solchen Ermunterungen ging Nikias die Reihen des Heeres entlang und wo er sah, daß Teile abrissen oder nicht in Reihe und Glied marschierten, ließ er aufschließen und Ordnung machen. Auch Demosthenes nicht minder richtete solche und ähnliche Worte an seine Leute. Das Heer marschierte in einem länglichen Viereck; die Spitze führte die Abteilung des Nikias, dann folgte die des Demosthenes. Die Packträger und den meisten Troß hatten die Schwerebewaffneten in die Mitte genommen.

Als sie nun an der Furt des Anapos anlangten, fanden sie dort Truppen der Syrakusaner und ihrer Verbündeten aufgestellt. Sie warfen diese, bemäch-

tigten sich der Furt und rückten weiter vor. Die Syrakusaner aber setzten ihnen ständig zu. Stets waren ihnen die Reiter zur Seite und die Leichtbewaffneten beschossen sie mit Speeren. An diesem Tage kamen die Athener etwa vierzig Stadien vorwärts. Dann lagerten sie am Fuß eines Hügels unter freiem Himmel. Am folgenden Tag in der Frühe marschierten sie weiter, kamen etwa zwanzig Stadien voraus, gelangten in eine Ebene und schlugen dort ein Lager auf, um sich aus den Gehölften Eßbares zu verschaffen (die Gegend war nämlich besiedelt) und sich mit Wasser zu versorgen. Denn in dem Landstrich vor ihnen, durch den sie jetzt ziehen mußten, gab es auf viele Stadien hin davon nicht genug. Unterdessen waren ihnen die Syrakusaner zuvorgekommen und machten sich daran, den Paß vor ihnen zu sperren. Es war da eine tüchtige Erhebung mit steilen Abhängen beiderseits, der sogenannte Akraiische Kegel. Am folgenden Tage zogen die Athener weiter. Die Syrakusaner und ihre Verbündeten hielten sie immer wieder mit ihren zahlreichen Reitern und Speerschützen auf beiden Seiten auf, beschossen und umsprenkten sie. Lange hielten die Athener den Kampf aus, dann zogen sie sich wieder in das alte Lager zurück. Indes, Lebensmittel hatten sie nicht mehr wie vorher. Denn wegen der Reiter war es ihnen nicht mehr möglich, sich weit vom Lager zu entfernen. In der Frühe brachen sie wieder auf und machten den Versuch, mit Gewalt auf die gesperrte Höhe zu gelangen. Da fanden sie vor sich oberhalb der Sperre das Fußvolk in tiefen Gliedern aufgestellt. Der Platz war nämlich eng. Die Athener stürmten

an und suchten die Sperre zu nehmen, wurden aber vom Steilhang des Hügels herab mit Geschossen überschüttet (die von oben hatten es leichter zu treffen) und konnten es nicht zwingen. So zogen sie sich wieder zurück, um auszuruhen. Zufällig gab es auch zugleich ein paar Donnerschläge mit Regen, wie das in der Jahreszeit, schon auf den Herbst zu, ganz gewöhnlich ist. So verloren aber die Athener noch mehr den Mut und glaubten, auch dies geschehe alles nur zu ihrem Verderben. Während der Ruhepause schickten Gylippos und die Syrakusaner einen Teil ihrer Truppen ab, um ihnen auch im Rücken, wo sie hergekommen waren, den Weg durch Schanzen zu sperren. Aber auch die Athener schickten Truppen dagegen und vermochten es zu verhindern. Danach zogen sie sich mit dem ganzen Heere wieder mehr nach rückwärts in die Ebene und übernachteten dort im Freien. Am folgenden Tage marschierten sie weiter und die Syrakusaner fielen sie immer wieder rings von allen Seiten an und verwundeten viele. Gingen die Athener vor, so wichen sie aus; zogen die sich aber zurück, so setzten sie ihnen zu und meist warfen sie sich auf die Nachhut, ob sie sie wohl bei kleinem schlagen und so das ganze Heer in Verwirrung bringen möchten. Lange hielten die Athener so stand, dann nachdem sie noch fünf oder sechs Stadien vorwärts gekommen waren, machten sie in der Ebene eine Ruhepause. Aber auch die Syrakusaner ließen von ihnen ab und rückten in ihr Lager.

In dieser Nacht beschlossen Nikias und Demosthenes, da es um das Heer so schlecht stand und bereits alles Nötige mangelte, auch bei den zahl-

reichen Angriffen der Feinde viele Leute verwundet worden waren, man solle möglichst viele Lagerfeuer anzünden und mit dem Heere abziehen, aber nicht mehr auf demselben Wege, den sie bisher vorhatten, sondern auf der entgegengesetzten Seite, wo die Syrakusaner nicht aufpaßten, in Richtung auf die See. Es sollte der ganze Weg des Heeres nicht auf Katane gehen, sondern nach der anderen Seite von Sizilien gegen Kamarina, Gela und die andern hellenischen und barbarischen Städte dort. Sie zündeten also viele Feuer an und rückten bei Nacht ab. Und wie es bei allen Truppenmassen, namentlich gerade bei den größten vorkommt, daß Furcht und Schrecken entstehen, zumal bei Nacht und Marsch durch Feindesland, wenn der Feind nicht weit ist, so befahl auch sie eine Panik. Die Abteilung des Nikias, die an der Spitze marschierte, blieb freilich zusammen und gewann dadurch einen großen Vorsprung; von der des Demosthenes aber riß fast die Hälfte oder noch mehr ab und marschierte ohne rechte Ordnung. Gleichwohl gelangten sie bei Tagesanbruch ans Meer, schlugen die sogenannte Elorinische Straße ein und zogen hier weiter, um nach Erreichung des Kakyparisflußaufwärts durchs Binnenland zu ziehen. Sie hofften nämlich dort auf die Sizilier zu treffen, nach denen sie geschickt hatten. Als sie aber an den Fluß kamen, fanden sie auch dort eine syrakusanische Wachtruppe vor, die dabei war, die Furt durch Befestigungen und Schanzen zu sperren. Gegen diese erzwangen sie sich den Flußübergang und rückten dann gegen einen weiteren Fluß, den Erineos, vor. Denn so rieten ihnen ihre Wegweiser.

Unterdessen merkten die Syrakusaner und ihre Verbündeten, als es Tag geworden war, daß die Athener abgezogen seien, und die meisten hatten den Gylippos im Verdacht, er habe die Athener gern entkommen lassen. Schleunigst nahmen sie die Verfolgung in der Richtung auf, wohin sie, wie nicht schwer zu merken, abgezogen waren, und holten sie um die Frühstückszeit ein. Wie sie auf die Leute des Demosthenes stießen, die die Nachhut hatten und langsamer und weniger geordnet marschierten, da sie durch die Vorgänge in der Nacht durcheinander geraten waren, fielen sie sofort über sie her und es kam zum Gefecht. Die Reiterei der Syrakusaner konnte sie um so leichter umfassen, da sie von den andern getrennt waren, und trieb sie auf einen Fleck zusammen. Die Abteilung des Nikias hatte schon einen Vorsprung von fünfzig Stadien. Nikias war nämlich schneller marschiert, weil er glaubte, ihre Rettung liege nicht darin, aus freiem Willen standzuhalten und zu fechten, sondern möglichst schnell weiterzuziehen und nur so viel zu kämpfen, als sie gezwungen würden. Demosthenes dagegen befand sich schon vorher meist in unausgesetzter Bedrängnis, da er am Schluß marschierte und die Feinde ihn immer zuerst anfielen. Jetzt, da er sah, daß die Syrakusaner hinter ihm her waren, lag ihm nicht so sehr daran, vorwärtszukommen, als seine Leute gefechtsbereit zusammenzuhalten — bis er über diese Verzögerung von jenen eingeschlossen wurde und mit seinen Leuten in die größte Verwirrung geriet. Sie fanden sich nämlich auf ein Feld zusammengedrängt, um das rings eine Mauer lief, das auf beiden Seiten einen

Ausgang hatte und mit vielen Ölbäumen bestanden war. Da wurden sie nun von allen Seiten beschossen. Natürlich wählten die Syrakusaner solche Angriffe und nicht den Kampf Mann gegen Mann. Denn sich gegen Verzweifelte in den äußersten Kampf einzulassen, mußte von jetzt ab nicht ihnen zum Vorteil sein als vielmehr den Athenern. Zugleich wollten sie bei ihrer unzweifelhaft guten Lage ihre Leute schonen und sich nicht noch zu guter Letzt aufreiben lassen. Sie glaubten, sie würden sie auch auf diese Weise zermürben und in ihre Hand bringen.

Nachdem sie nun den ganzen Tag die Athener und ihre Bündner von allen Seiten beschossen hatten und sahen, daß die durch Wunden und andere Leiden bereits völlig erschöpft waren, ließen Gylippos und die Syrakusaner nebst den Verbündeten zunächst durch einen Herold verkündigen, wer von den Inselleuten zu ihren übertreten wolle, könne es unter Zusicherung seiner Freiheit tun. Wirklich trat die Mannschaft einiger, wenn auch nicht vieler Städte über. Später sodann kam es auch mit der gesamten restlichen Mannschaft des Demosthenes zu einer Einigung, wonach sie die Waffen strecken sollten, aber niemand durch Gewalt, Einkerkering oder Entziehung der nötigsten Nahrung ums Leben kommen dürfe. So ergaben sich sechstausend Mann im ganzen. Alles Geld, das sie hatten, mußten sie abliefern und in umgedrehte Schilde werfen. Davon wurden vier voll. Die Leute führten sie sofort in die Stadt ab. Nikias aber erreichte mit den Seinen an diesem Tage den Erineos, ging über den Fluß und ließ sie auf einer Anhöhe ein Lager beziehen.

Die Syrakusaner holten ihn Tags darauf ein, ließen ihm sagen, Demosthenes mit den Seinen habe sich ergeben, und forderten ihn auf, dasselbe zu tun. Der aber glaubte ihnen nicht und bedingte sich aus, erst einen Reiter hinschicken, um sich davon zu überzeugen. Der ritt gleich los und brachte die Meldung, sie hätten sich ergeben. Darauf ließ Nikias dem Gylippos und den Syrakusanern sagen, er sei bereit, im Namen Athens einen Vergleich zu schließen, sie wollten den Syrakusanern alle Kriegskosten erstatten unter der Bedingung, daß man ihm mit seinem Heere freien Abzug gewähre. Bis das Geld bezahlt sei, wolle er Athener als Geiseln stellen, für jedes Talent einen. Die Syrakusaner und Gylippos gingen aber auf diese Bedingungen nicht ein, sondern griffen an, umstellten sie von allen Seiten und beschossen auch diese Abteilung bis in die Nacht. Es waren aber auch diese Truppen in Not wegen des Mangels an Mehl und Lebensmitteln sonst. Gleichwohl dachten sie die Stille der Nacht wahrzunehmen und abzuziehen. Sowie sie aber die Waffen aufnehmen, bemerkten es die Syrakusaner und stimmten den Schlachtgesang an. Als die Athener merkten, sie seien entdeckt, legten sie die Waffen wieder ab bis auf etwa dreihundert Mann. Diese brachen durch die Posten durch und marschierten in der Nacht, wohin sie konnten, weiter.

Als es Tag geworden war, rückte Nikias mit dem Heere vor. Die Syrakusaner und ihre Verbündeten setzten ihnen auf dieselbe Weise wie vorher zu, indem sie sie von allen Seiten mit Pfeilen und Speeren beschossen. Die Athener drängten zum

Assinaros, teils weil sie, von allen Seiten von den zahlreichen Reitern und dem übrigen Kriegsvolk angegriffen, in ihrer Bedrängnis glaubten, es etwas leichter zu haben, wenn sie erst über den Fluß wären, teils aber auch aus Erschöpfung und aus Verlangen nach Trinkwasser. Als sie an den Fluß kamen, stürzten sie sich bereits ohne alle Ordnung hinein; jeder wollte nur zuerst hinüber und die nachdrängenden Feinde erschwerten ihnen schon den Übergang. Denn da sie dichtgedrängt zu marschieren genötigt waren, fielen sie übereinander und traten sich unter die Füße, zum Teil stürzten sie in die Lanzen oder unter das Gepäck und blieben gleich tot oder wurden, ineinander verknäult, von der Strömung fortgerissen. Außerdem schossen die Syrakusaner, die sich am andern Steilufer des Flusses aufgestellt hatten, von oben auf die Athener hinab, während von denen die meisten gierig tranken und in dem tiefen Flußbett sich selbst durcheinander brachten. Die Peloponnesier traten von oben her auf sie und schlachteten die im Fluß meist ab, so daß das Wasser gleich verdorben wurde. Trotzdem wurde es mit Schlamm und Blut getrunken und die Masse raufte sich noch darum.

Endlich, als im Fluß die Leichen schon massenhaft übereinanderlagen und das Heer teils im Fluß, teils auch, soweit es entkam, von den Reitern vernichtet war, ergab sich Nikias dem Gylippos, dem er sich lieber anvertrauen wollte als den Syrakusanern. Mit ihm, sagte er, sollten jener und die Lakedaimonier machen, was sie wollten, nur müßten sie das Niedermetzeln seiner Leute einstellen. Da befahl denn Gylippos, sie am Leben zu lassen und ge-

fangen zu nehmen. Die übrigen, soweit sie sie nicht heimlich beiseite geschafft hatten (und das waren viele) brachten sie lebend ein. Auch die dreihundert, die durch die Posten bei Nacht durchgekommen waren, ließen sie verfolgen und fingen sie. Was so vom Heere an Staatsgefangenen zusammengebracht wurde, war nicht viel, um so mehr aber, was heimlich beiseite geschafft war; ganz Sizilien überall steckte voll von diesen, die ja nicht wie die Leute des Demosthenes auf Grund eines förmlichen Vergleichs in Gefangenschaft geraten waren. Ein bedeutender Teil war auch gefallen. Denn es war ja ein furchtbares Blutbad gewesen, schlimmer als irgendeins in diesem sizilischen Kriege. Auch bei den andern zahlreichen Gefechten auf diesem Zuge waren nicht wenige geblieben. Viele freilich entkamen auch entweder jetzt sogleich oder auch, indem sie später aus der Sklaverei fortliefen. Für die war Katane der Zufluchtsort.

Nachdem die Syrakusaner und ihre Bündner sich gesammelt hatten, nahmen sie von den Gefangenen so viele sie konnten und die ganze Waffenbeute mit und zogen wieder nach Syrakus. Die überlebenden Athener und deren Bündner, so viele sie gefangen hatten, schickten sie in die Steinbrüche als den sichersten Gewahrsam; die beiden Feldherren Nikias und Demosthenes aber ließen sie gegen den Willen des Gylippos hinrichten. Gylippos glaubte nämlich, es werde für ihn ein schöner Siegespreis sein, wenn er obendrein auch noch seine Gegenfeldherren den Spartanern einbrächte. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der eine, Demosthenes, ihr schlimmster Feind war wegen der Vorfälle auf der Insel und bei Pylos, während sie dem andern wegen derselben Ereignisse sehr verbunden waren. Denn Nikias hatte sich damals, als er die Athener zum Friedensschluß beredete, für die Freigabe der auf der Insel gefangenen Lakedaimonier eingesetzt. Darum waren die Lakedaimonier ihm zugeneigt und er hatte nicht zum wenigsten deswegen sich vertrauensvoll dem Gylippos ergeben. Aber da waren, wie es hieß, gewisse Leute auf der syrakusanischen Seite, die fürchteten, er könne, weil sie mit ihm gemeinsame Sache gemacht hatten, auf der Folter wegen derartiger Dinge ihnen jetzt im

Glück Ungelegenheiten bereiten. Andere aber und nicht am wenigsten die Korinther hatten Angst, er werde bei seinem Reichtum welche bestechen und entkommen und später einmal werde ihnen von neuem von ihm etwas geschehen. So brachten sie die Verbündeten auf ihre Seite und man ließ ihn hinrichten.

Aus solchem oder einem ganz ähnlichen Grunde hatte der Mann sterben müssen, der doch am wenigsten von allen Griechen meiner Zeit in diesen Abgrund des Unglücks zu geraten verdient hatte, weil er sein ganzes Leben nach der Richtschnur des Guten ausgerichtet hatte.

Die Gefangenen in den Steinbrüchen behandelten die Syrakusaner die erste Zeit hart. In tiefer und enger Schlucht massenweis zusammengepfercht, litten sie zuerst unter dem Sonnenbrand und überhaupt der Hitze, weil sie kein Dach über sich hatten. Die Nächte, die im Gegensatz dazu herbstlich kalt wurden, machten sie durch den Temperaturwechsel krank, zumal sie bei der Enge des Raumes alles am selben Ort verrichten mußten und dazu noch die Leichen derer, die an ihren Wunden, wegen des Temperaturwechsels und aus ähnlichen Gründen starben, zusammen auf einem Haufen lagen. Ein unerträglicher Gestank war da und zugleich wurden sie durch Hunger und Durst gequält. Denn man gab einem jeden von ihnen acht Monate lang täglich nur ein halbes Sklavenmaß Wasser und Mehl. Und was Leute, die an einen solchen Ort geraten, naturgemäß zu leiden haben — davon gab es nichts, was ihnen nicht geschah. An die siebenzig Tage mußten sie alle zusammen so ver-

bringen. Dann wurden sie mit Ausnahme der athenischen, sizilischen und italischen Griechen, die den Feldzug mitgemacht hatten, als Sklaven verkauft. Gefangene waren es insgesamt — wenn es auch mit Genauigkeit schwer festzustellen ist — doch mindestens siebentausend.

Dies Ereignis war gewiß das bedeutsamste unter allen im großen Kriege, wie mir scheint überhaupt von allen in der griechischen Geschichte, von denen wir Kunde haben; für die Sieger das glänzendste, für die Geschlagenen das verhängnisvollste. Waren sie doch in allem und jedem völlig besiegt und an Leid blieb ihnen auch nicht das geringste erspart. In einer restlosen Vernichtung, wie man so sagt, hatten sie Heer und Flotte und überhaupt alles verloren und nur wenige von so vielen kehrten nach Hause zurück.

Dies über die Ereignisse in Sizilien.

Als die Nachricht nach Athen kam, wollten sie auch den besten Soldaten, die mitten aus dem Zusammenbruch davongekommen waren und genaue Meldungen brachten, lange nicht glauben, daß das ganze gewaltige Unternehmen so völlig gescheitert sei. Da sie es aber schließlich einsehen mußten, richtete sich ihre Wut gegen die Redner, die für die Fahrt Stimmung gemacht hatten, gerade als ob sie nicht selbst abgestimmt hätten. Sie schimpften aber auch auf die Zeichendeuter, Wahrsager und alle, die damals durch Prophezeiungen ihnen Hoffnung gemacht hatten, sie würden Sizilien nehmen. Alles Elend brach von allen Seiten über sie herein und auf Grund dieses Geschehnisses stand Angst

und höchste Bestürzung rings um sie herum. Denn daß sie, jeder einzelne für seine Person und die Stadt im ganzen, viele Schwerbewaffnete und Reiter und eine Jungmannschaft, wie sie noch keine gesehen, verloren hatten, das lastete schwer auf ihnen. Aber sie sahen auch, daß sie nicht genug Schiffe auf der Reede und Geld in der Staatskasse und Mannschaften für die Schiffe hatten — und da verließ sie die Hoffnung auf Rettung in solcher Lage. Sie glaubten, die Feinde aus Sizilien würden stracks mit der Flotte gegen ihren Hafen fahren, zumal die eine so gewaltige Kraft gezeigt hatten; ihre Feinde in Griechenland aber, die ja nun in allem doppelt so stark gerüstet waren, würden mit aller Macht zu Lande und zur See über sie herfallen und ihnen ihre Bündner abspenstig machen.

Dennoch kamen sie zu dem Beschluß, sie dürften, soweit ihnen Mittel noch zu Gebote ständen, nicht nachgeben, sondern müßten eine neue Flotte zusammensstellen; woher sie nur konnten, Holz und Geld zusammenschaffen; sich die Bündner und vor allem Euboia sichern; im Staatshaushalt auf Sparsamkeit Bedacht nehmen und eine Behörde von älteren Männern wählen, die im voraus über alle Maßnahmen von Fall zu Fall raten sollten. Wie das immer im ersten Schrecken beim Volk zu sein pflegt, waren sie bereit, sich in alles zu schicken. Und wie sie es beschlossen hatten, so hielten sie es auch und so ging dieser Sommer zu Ende.

Im folgenden Winter (415) erhoben sich alle Griechen zugleich gegen die in Sizilien so schwer geschlagenen Athener. Die bisherigen Neutralen glaubten, auch wenn keiner sie rufe, dürften sie

nun nicht mehr vom Kriege abstehn, sondern müßten aus eigenem Entschluß gegen die Athener ziehen, weil diese umgekehrt gewiß auch gegen sie gezogen wären, wenn sie in Sizilien Erfolg gehabt hätten; auch würde der Krieg bald zu Ende sein und ihnen könne es nur Ruhm bringen, noch mitzumachen. Die Bündner der Spartaner aber nahmen ihren ganzen Mut mehr als bisher zusammen, um in Kürze all der Plackerei ledig zu werden. Am meisten aber waren die Untertanen der Athener bereit abzufallen, auch wenn sie die Macht dazu gar nicht hatten, weil sie die Lage mit Leidenschaft beurteilten und keiner Überlegung mehr Raum ließen, wie sie den folgenden Sommer aus eigener Kraft die Oberhand zu gewinnen imstande sein sollten.

Der Staat der Spartaner aber schöpfte aus all dem Mut, zumal ihre Bündner aus Sizilien mit großer Macht, zu der nun in der Not noch eine Flotte dazugekommen war, höchstwahrscheinlich im Frühjahr zu ihnen stoßen würden. So waren sie von überallher guten Mutes und gedachten den Krieg rücksichtslos anzupacken, da sie erwogen: wenn sie ihn glücklich beendet hätten, würden sie von solchen Gefahren in alle Zukunft befreit sein, wie sie ihnen von den Athenern gedroht haben würden, falls diese Sizilien dazuerobert hätten; und wenn sie Athen niederwürfen, würden sie über ganz Griechenland endlich unbestritten die Führung haben.

Während die Deutschen aus ihrem jahrhundertelangen Ringen mit den Griechen als köstliche Preise den Homer, den Platon, die Tragödie heimgebracht und in immer neuen Bemühungen ihrer Sprachgewaltigsten eingedeutscht haben, ist die vierte unter den großen Selbstdarstellungen des griechischen Geistes weiteren deutschen Kreisen so gut wie unbekannt geblieben. Wohl hat sich die deutsche Wissenschaft nachdrücklich und erfolgreich um Thukydides bemüht, wohl haben auch immer wieder bedeutende Einzelne — wie Hegel, Nietzsche, Burckhardt, Dilthey — sich zu Thukydides bekannt und sein Werk gerade den Deutschen anbefohlen. Aber was hatte diesen Deutschen, so lange allein Helenas lächelndes Bild sie nach dem Süden zog, Thukydides mit seiner nüchternen Darstellung eines trostlosen politischen Geschehens zu sagen? Thukydides, als die „große Summe, die letzte Offenbarung jener starken, strengen, harten Tatsächlichkeit, die den älteren Hellenen im Instinkt lag“ (Nietzsche)? Der Deutsche mußte erst zum politischen Menschen werden, um dem politischen Griechen zu begegnen und auf Thukydides zu stoßen, dessen deutsche Stunde jetzt also gekommen wäre.

Indes wird sich kaum ein moderner Leser durch den ganzen Thukydides durcharbeiten. Auf den

weiten Strecken der geschichtlichen Einzelheiten wird er liegen bleiben, ganz gewiß aber würden die großartig lebendigen Stücke, diese unvergänglichen Offenbarungen über die Wirklichkeit des Politischen, im Gestrüpp des gleichgültig Gewordenen seinem Auge verloren gehen. Wir brauchen also eine Auswahl aus Thukydides, die aber so getroffen werden müßte, daß die geschlossene Einheit des Originals erhalten bliebe. Das ist möglich, wenn wir uns von der inneren Linie leiten lassen, die das Ganze durchzieht, wenn wir, nichts wirklich Wesentliches auslassend, den lebendigen Thukydides aus all dem Beiwerk herauslösen, das, für den Historiker unentbehrlich, aber den Leser doch nur stört und verwirrt, den Thukydides selber im Auge hatte. Eine solche Auswahl macht sich also auch keineswegs der Ehrfurchtslosigkeit schuldig; sie erneuert vielmehr das Vermächtnis des Genius in seinem Geiste für unsere Zeit.

Die vorliegende Übertragung beruht auf dem Text der großen Ausgabe von C. Hude. Die Erklärungen der Ausgabe von J. Classen boten dankenswerte Hilfe. An wenigen Stellen mußte um des inneren Zusammenhangs willen die chronologische Anordnung des Originals verlassen werden. Hier und da wurde ein kurzer Satz hinzugefügt, um über ausgeschiedene Teile hinwegzuleiten.

Die von mir gewählten Überschriften der von mir ausgegliederten Teile sowie der einzelnen Seiten lassen die Grundlinie des Originals stärker, vielleicht sogar etwas aufdringlich hervortreten, so daß die stille Macht der inneren Form nun allzudeutlich als Absicht empfunden werden mag. Trotzdem

habe ich hierauf nicht verzichtet, da die moderne Gefahr des Darüberhinlesens doch die nähere und schlimmere ist.

Das Titelbild gibt die Marmorbüste aus römischer Zeit wieder, die sich auf Schloß Holkham in England befindet. Daneben besitzen wir noch eine zweite Darstellung aus derselben Zeit in einer Neapeler Doppelherme mit Herodot und Thukydides. Die Sachkenner streiten sich darüber, welches von den beiden Exemplaren dem gemeinsamen Vorbild, das wohl aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. stammt, näher steht.

H. W.

479—431 *Blütezeit Athens, sog. Pentekontaetie:*

479 Rückzug des Xerxes.

461 Perikles tritt in die Politik ein.

446 Perikles schließt mit Sparta auf 30 Jahre Frieden.

435 Krieg zwischen Korinth und Kerkyra.

432 Poteidaia fällt von Athen ab. Perikles verhängt über Megara die Handelssperre (sog. Megarischer Beschluss).

431—404 *Der Peloponnesische Krieg:*

431—421 *Der Archidamische Krieg.*

431 Die Thebaner überfallen Plataia. Erster Einfall der Peloponnesier in Attika. Die Athener verwüsten Megaris und besetzen Aigina.

430 Zweiter Einfall der Peloponnesier in Attika.

429 Tod des Perikles.

428 Dritter Einfall der Peloponnesier.

427 Vierter Einfall der Peloponnesier. Die Athener erobern Mytilene. Parteikämpfe in Kerkyra.

425 Fünfter Einfall der Peloponnesier. Eine Athenische Flotte besetzt Pylos. Gefangennahme der Spartaner auf der Insel Sphakteria.

424 Niederlage der Athener bei Delion. Brasidas nimmt Amphipolis.

422 Kleon bei Amphipolis von Brasidas geschlagen.

421—415 *Der (faule) Friede des Nikias.*

418 Sparta besiegt die Argeier bei Mantinea.

416 Die Athener erobern Melos.

415—413 *Die Sizilische Expedition.*

414 Die Athener schliessen Syrakus ein. Der Spartaner Gylippos drängt sie in die Verteidigung zurück.

413 Die Spartaner besetzen Dekeleia. Demosthenes erscheint mit einem Hilfskorps vor Syrakus. Zusammenbruch der Athener.

412—404 *Der Dekeleisch-ionische Krieg.*

412 Die Athenischen Bündner beginnen abzufallen.

411 Oligarchische Revolution in Athen. Herrschaft der 400.

408 Alkibiades kehrt nach Athen zurück.

406 Sieg der Athener bei den Arginusen.

405 Niederlage der Athener bei Aigospotamoi.

404 Athen kapituliert.

- Agis, spartan. König 132.
 Aigina, dor. Insel im Saronischen Meerbusen 15, 113.
 Ainos, ion. Stadt an der thrakischen Küste 66.
 Aithiopien 35.
 Alkibiades 80 ff., 94, 101 ff., 109 ff., 115 ff.
 Amphipolis, Athen. Kolonie am Strymon 66 f., 75 f., 78.
 Anapos, Fluß in Sizilien 153.
 Archidamos, Spartanerkönig, Führer der konservativen Richtung 5, 10, 20 ff.
 Argos, dor. Stadt und Landschaft in der Peloponnes 75 f., 80 ff., 110, 116, 118, 139.
 Asine, Küstenstadt in Mesenien 124.
 Assinaros, Fluß in Sizilien 160.
 Boiotien 78, 81, 115, 134, 137, 139.
 Brasidas, Spartan. Feldherr 67 ff., 76, 91.
 Chalkidike 96.
 Chalkis, ion. Stadt auf Euböia 134.
 Chios, jon. Insel des Aigaiischen Meeres 83, 111.
 Dekeleia, Stadt in Attika 121, 123, 132 ff., 136.
 Delion, Stadt in Boiotien 75 f.
 Delos, ion. Kykladeninsel 19.
 Delphi 16.
 Demosthenes, Athen. Feldherr 132, 134, 136 f., 140 ff., 145 ff.
 Diitrephes, Athen. Heerführer 134.
 Egesta, sizil. Stadt, mit Athen verbündet 94, 97 ff.
 Eion, Hafen von Amphipolis 66, 69.
 Elis oder Eleia, Pelopon. Landschaft 81 f., 117.
 Endios, Spartan. Gesandter 81.
 Epidauros, dor. Küstenstadt in Argos 78, 111.
 Epipolai, befestigte Hochfläche bei Syrakus 124, 139 f.
 Erineos, Fluß in Sizilien 156, 158.
 Euboia 133 f.
 Eukles, Syrakusan. Feldherr 125.
 Euripos, Meerenge zwischen Euboia und Boiotien 134 f.
 Euryelos, befestigte Höhe bei Syrakus 126.

- Eurymedon, Athen. Feldherr 132, 136, 141.
 Euthydemos, Athen. Feldherr 131.
 Gela, dor. Kolonie in Sizilien 156.
 Gylippos, Spartan. Feldherr 123, 125 f., 149, 157 ff.
 Hagnon, Athen. Feldherr 111.
 Herakleides, Syrakus. Feldherr 125.
 Hermokrates, Syrakus. Staatsmann 147 f.
 Hykkare, Ort an der Sizil. Nordküste 130.
 Iapygia-Kalabrien 110.
 Iberia-Spanien 120.
 Imbros, jon. Insel im Aigaiischen Meer 66.
 Kakyparis, Fluß in Sizilien 156.
 Kamarina, dor. Kolonie in Sizilien 156.
 Karthago 119.
 Katane, ion. Kolonie in Sizilien, mit Athen verbündet 117, 124, 130, 140, 156, 161.
 Kerkyra, dor. Insel im Ionischen Meer 69 ff., 110, 113, 139.
 Klearidas, Spartan. Kommandant von Amphipolis 69.
 Kleomedes, Athen. Feldherr 83.
 Kleon 52, 63 ff., 76.
 Korinth 77, 117 f., 123 ff., 146, 163.
 Kreta 91.
 Kyllene, Hafenstadt in Elis 117.
 Kynosuria, dor. Grenzgebiet zwischen Argos und Lakonien 75.
 Kythera, dor. Insel südl. d. Peloponnes 75.
 Laches, Athen. Feldherr 80.
 Lamachos, Athen. Feldherr 94, 125.
 Laurion, Gebirge in Attika 122.
 Lemnos, jon. Insel im Aigaiischen Meer 66.
 Leon, Spartan. Gesandter 81.
 Leontinoi, jon. Kolonie in Sizilien 94.
 Lesbos, jon. Insel im Aigaiischen Meer 83, 111.
 Leukas, Insel im Jon. Meer 125.
 Libyen 55.
 Mantinea, Stadt in Arkadien 78, 81 f., 103, 110, 116, 118.
 Megara, Hauptstadt der Megaris 13.
 Melos, dor. Insel im Aigaiischen Meer 83 ff.
 Menandros, Athen. Feldherr 131.
 Messene, Stadt in Sizilien 117.
 Messenien, Landschaft der Peloponnes 70.
 Mykalessos, Ort in Boiotien 134 ff.
 Mytilene, Hauptstadt von Lesbos 52, 55 ff.
 Naxos, ion. Kolonie in Sizilien 117, 130.

- Nikias 65 ff., 80, 82, 94 ff.,
101, 103, 106 f., 125 ff.,
140 ff.
- Nisaia, dor. Hafenstadt von
Megara 77.
- Olympia 16, 101.
- Oropos, Küstenstadt in
Attika 133.
- Panakton, Ort in Attika 81.
- Perikles 12 ff., 24 ff., 41 ff.,
111.
- Philocharidas, Spartan. Ge-
sandter 81.
- Philokrates, Athen. Feldherr
93.
- Plataia, Stadt in Boiotien
19.
- Poteidaia, korinth. Kolonie
auf der Chalkidike, Mit-
glied des Attischen Bun-
des 10, 13, 111.
- Pylos, dor. Küstenstadt in
Messenien 59, 64 ff., 75,
81 f., 118, 162.
- Selinunt, dor. Kolonie in
Sizilien 94, 100.
- Skirphondas, Theban.
Staatsmann 136.
- Spakteria, Inselchen vor
Pylos 59, 66.
- Sthenelaïdas, Führer der
Jungspartiaten 10.
- Strymon, Fluß in Thrakien
67.
- Sunion, Kap an der Süd-
spitze von Attika 133.
- Tanagra, Stadt in Boiotien
134.
- Tarent, dor. Kolonie in
Unteritalien 125.
- Tellias, syrakus. Feldherr
125.
- Thapsos, dor. Kolonie in
Sizilien 140.
- Theben 19, 135 f.
- Theogenes, Mitfeldherr des
Kleon 65.
- Thrakien 96, 134 ff.
- Thukydides 1, 77, 124.
- Thurioi, dor. Kolonie in
Unteritalien 116 f.
- Tisias, athen. Feldherr 83.
- Tyrsenien-Etrurien 125.
- Xerxes 4.

Schriften zur Antike
vom Herausgeber dieses Bandes:

Antike Bildungsideale, Berlin 1925.

Polis. Der griechische Beitrag zu einer deutschen Bildung heute, an Thukydides erläutert, Berlin 1934.

Platonische Rechenschaft, Berlin 1936.

Sophokles, 2. Auflage, Berlin 1937.





Kröners Taschenausgabe

DEM heutigen Menschen, der zwischen Arbeit und Erholung eine Stunde über sich und die Welt nachdenkt, auf dem Wege zu einer echten und festen Lebensanschauung beizustehen, ihn von Jahr zu Jahr mit neuen Schätzen des Geistes zur Belehrung, Ertüchtigung und Freude zu geleiten, ist das Ziel von Kröners Taschenausgabe. Bloßer Tagesmode und unnützem Wissen gleich abhold, hebt sie aus der Vergangenheit nur Werke herauf, deren Geist in unserer Weltanschauung fortwirkt. Aus der Gegenwart wählt sie das Wesentliche, Leben Schaffende und gibt in klaren Übersichten allmählich ein Gesamtbild der heutigen Welt. Sie veröffentlicht keine Abhandlungen über Werke, sondern die Werke selbst oder faßt deren Wichtiges in sorgfältige Auswahlen zusammen. In jedem Bande unterrichtet eine Einleitung über den Verfasser und sein Werk; den meisten Bänden sind Bildnisse und Abbildungen beigegeben. Die von Kennern mit Liebe bearbeiteten, geschmackvollen und durch ihr schmiegsames Taschenformat überaus handlichen blauen Leinenbände sind seit langem auch zu Geschenkzwecken beliebt. Der Verlag scheut keine Mühe, die Sammlung bei wohlfeilem Preise immer reichhaltiger zu gestalten, und bittet seine Leser auch fernerhin um ihre Mithilfe.

ALFRED KRÖNER VERLAG · STUTTGART

I
ERNST HAECKEL

Die Welträtsel

Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie
Mit Autogramm und 4 Abbildungen. RM 2.75

Haeckel selbst hat diese allgemeinverständliche Taschenausgabe seines weltberühmten Hauptwerkes geschaffen, das als die große Zusammenfassung seiner Lehre von der Stofflichkeit alles Lebens und der Beseeltheit der Materie zu einem einheitlichen Weltbild bedeutsam an der Schwelle unseres Jahrhunderts steht. Mit seiner anregenden Kraft und klärenden Eindringlichkeit ist es auch heute noch in unserem Denken mächtig.

2
EPIKTET

Handbüchlein der Moral und Unterredungen

Herausgegeben von Prof. *Heinrich Schmidt*. RM 1.35

Diese aus der Antike überlieferte Sammlung von Weisheiten und Lebensregeln des griechischen Philosophen, der als Stoiker von tiefer Religiosität das Heil des Menschen in seiner Gottverwandtschaft erkannte, hat ihre Bedeutung als echtes und rechtes Trostbüchlein durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt.

3
B. CARNERI
Der moderne Mensch
Versuche über Lebensführung

Mit Bildnis. RM 1.35

Die Betrachtungen des österreichischen Philosophen und großdeutschen Politikers über Begriffe wie Arbeit, Liebe, Gemeinsinn, Charakter u. a. sind als Zeugnisse der Denkweise um die Jahrhundertwende heute noch wertvoll und anregend zu lesen.

4
MARC AUREL
Selbstbetrachtungen

Neu übertragen und eingeleitet von Prof. Dr. *Wilhelm Capelle*
Mit Bildnis. RM 2.—

Das klassische Buch des „Philosophen auf dem Kaiserthron“, das die Ruhe und Unbescholtenheit der Seele gegen alle Anfechtungen des Tages bewahren lehrt, ist hier meisterhaft übertragen und durch eine Einleitung bereichert, welche den historischen Hintergrund des Werkes lebendig verdeutlicht.

5
SENECA

Dom glückseligen Leben

Herausgegeben und eingeleitet von Prof. *Heinrich Schmidt*

Mit Bildnis. RM 1.70

Mit seiner in ebenso geistreichen wie tiefgründigen Darlegungen vertretenen Mahnung zu innerer Einkehr, Gottgläubigkeit und Nächstenliebe erweist sich der römische Stoiker als Moralphilosoph von überzeitlicher Geltung.

6
Die vier Evangelien

Deutsch von Prof. *Heinrich Schmidt*

Mit Bildnis. RM 1.35

Erst diese moderne, schlichte Übertragung der Evangelien nach den Urtexten ermöglicht ein unmittelbares, von allen kirchlichen Dogmen losgelöstes Erleben ihrer wahren Größe.

7
SAMUEL SMILES

Der Charakter

Deutsch von Prof. *Heinrich Schmidt*

Mit Bildnis. RM 1.80

In England sind diese berühmten Essays eines Arztes schon längst Volksbuch geworden, mit dem man die Jugend zu Wahrhaftigkeit und Pflichtgefühl, Fleiß, Mut, Selbstbeherrschung und Lebensart erzieht. Sie sind darum gerade für uns Deutsche aufschlußreich zu lesen und ein Buch von praktischem Nutzen für das Leben.

8
Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit

Deutsch von *Arthur Schopenhauer*

Mit einer Einleitung von Geh. Rat Prof. *Karl Voßler*

Mit Bildnis. Leinen mit Goldaufdruck RM 1.60

Diese berühmten Sentenzen des spanischen Jesuitenpaters, den Schopenhauer selbst seinen Lieblingsschriftsteller genannt hat, bilden in der lebendigen und flüssigen Übertragung des großen Deutschen ein einzigartiges und in seiner männlich-kühnen Haltung unvergängliches Vademekum der Weltklugheit.

9
HERBERT SPENCER

Die Erziehung

intellektuell, moralisch und physisch.

Deutsch von Prof. *Heinrich Schmidt*

Mit Bildnis. RM 1.60

Die in ihrer Art klassischen pädagogischen Abhandlungen des letzten großen englischen Philosophen vertreten das Erziehungsideal, die Menschen im Einklang mit der Natur und in Kenntnis der gesellschaftlichen Gegebenheiten zu freien Persönlichkeiten heranzubilden, die das Vernünftige, d. h. Naturgemäße, tun.

10
KARL HEINEMANN

Die deutsche Dichtung

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte

Neuaufgabe in Vorbereitung Herbst 1938

Leinen RM 3.50

Die bei aller Fülle des dargebotenen Materials immer wieder fesselnde Darstellung und übersichtliche Gliederung haben dieser Literaturgeschichte eine außerordentliche Verbreitung verschafft und sie auch zum bevorzugten Handbuch für Lehrer und Lernende werden lassen.

11
Epicurus Philosophie der Lebensfreude

Von Prof. *Heinrich Schmidt*

Mit Bildnis. RM 1.60

Dieser Band fügt alles Wesentliche an Zeugnissen über die weltphilosophische Persönlichkeit des großen Seelenbeschwichtigers zusammen zu einem strahlenden Bilde edler Menschlichkeit

12
Goethes Faust, erster und zweiter Teil

Mit Bildnis. RM 1.35

Goethes mächtigste und tiefste Dichtung, die sein ganzes unvergleichlich reiches Leben durchzieht, ist eine Verklärung des Menschengeistes und des Menschenschicksals überhaupt.

13

HEINRICH SCHMIDT
Philosophisches Wörterbuch
 Neuaufgabe in Vorbereitung Frühjahr 1938
 Leinen RM 4.50

Vollständigkeit und Gründlichkeit, treffsichere und anschauliche Definitionen der philosophischen Begriffe und klare Darstellung der Lehren — darin liegt der besondere Wert dieses seit einem Vierteljahrhundert bewährten Wörterbuches.

16

ARTHUR SCHOPENHAUER
Aphorismen zur Lebensweisheit
 Herausgegeben von *Rudolf Marx*
 Leinen mit Goldaufdruck. RM 2.—

Nirgends kommen wir der menschlichen Erscheinung Schopenhauers so nahe wie hier, wo der weltkluge Philosoph die Erfahrungen seines Lebens und seine Einsichten über Lebenssinn und Lebensführung zusammenfaßt zu einem geistvollen Rezeptbuch der Lebensweisheit. Eines der nutzbringendsten Bücher der Welt!

18

WILHELM WUNDT
Die Nationen und ihre Philosophie
 Mit Bildnis und Einführung. RM 2.25

Der große Psychologe, der das Gesamtgebiet der Philosophie und Psychologie beherrschte wie keiner nach ihm, gibt hier eine meisterhafte Schilderung des Geistes der großen europäischen Völker und ihrer Seelengeschichte vom Mittelalter bis zum Weltkrieg. Eine einzigartige Einführung in das völkerpsychologische Denken.

19/20

KONRAD STURMHOFEL
Geschichte des deutschen Volkes

Bd. I: Von den Anfängen bis zum Tode Friedrichs des Großen.
 Bd. II: Vom Tode Friedrichs des Großen bis zum deutsch-französischen Krieg.

In einem Band gebunden, mit 8 Bildnissen und 2 Zeittafeln. RM 3.75
 Ein Kenner und Denker, ein politischer Historiker Rankescher und Treitschkescher Prägung gestaltet den gewaltigen Stoff klar, lebendig und erschöpfend. Ausführliche Register und Zeittafeln, die auch die kulturgeschichtlichen Tatsachen berücksichtigen, machen das Werk zu einem besonders praktischen Lese- und Nachschlagebuch.

6

21

Nietzsches prophetische Worte über Staaten u. Völker
 Zusammengestellt von *Elisabeth Förster-Nietzsche*
 Mit Bildnis. RM 1.—

Aus dieser Zusammenfassung der politischen Partien von Nietzsches Werk wird offenbar, mit wie viel Recht sich dieser Denker als Prophet gefühlt und bezeichnet hat.

22

ERNST HAECKEL
Die Lebenswunder

Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie
 Mit Bildnis. RM 2.70

Dieser Band ist eine glückliche Ergänzung zu den „Welträtseln“, indem Haeckel hier ausführt, was dort nur angedeutet werden konnte, und eine Hauptfrage gesondert behandelt: das Leben. Ursprung und Wesen, seine Gestaltung, die mannigfachen Lebensvorgänge und sein Ende werden im Zusammenhang dargestellt.

23

KARL HEINEMANN
Lebensweisheit der Griechen
 Mit 3 Bildnissen. RM 1.35

Eine Sammlung von Sentenzen griechischer Denker und Dichter der klassischen und nachklassischen Zeit, die Einblick gibt in die überwältigende Fülle unvergänglicher Gedanken und sich zusammenschließt zu einer tiefen und wahrhaft frommen Lebensweisheit.

24

BARUCH DE SPINOZA
Die Ethik

Deutsch von *Carl Vogt*
 Mit Bildnis. RM 2.50

Die „Ethik“ ist das Hauptwerk des von seinen Rassegenossen verstoßenen jüdischen Philosophen, dessen Lehre von der All-Einheit, von Herder und Goethe ins Deutsche und Mystische übertragen, besonders auf Schelling, Schleiermacher und Hegel gewirkt hat.

7

25

DAVID FRIEDRICH STRAUSS

Der alte und der neue Glaube

Ein Bekenntnis

Mit neuer Einleitung von Lic. theol. *Hans-Georg Opitz*

RM 2.25

Die Wirkung dieser Schrift des berühmten Theologen war ungeheuer, und ihre Bedeutung zeigt sich gerade in der Gegenwart immer wieder aufs neue. Strauß durchstreift alle Bezirke des geistigen und religiösen Lebens und beantwortet die Frage: Sind wir noch Christen? mit einem sicheren und wohlbegründeten Nein.

26

LUDWIG FEUERBACH

Die Unsterblichkeitsfrage

vom Standpunkt der Anthropologie

Mit Bildnis. RM 1.60

Feuerbach wendet sich hier, wie nach ihm Nietzsche, gegen einen Jenseitsglauben, der den Menschen der Erde und seinen mit ihr verbundenen Aufgaben untreu und abwendig machen will. Seine tiefgründige und geistvolle Kritik, diktiert von dem Pathos der Lebenserhöhung und Lebensbereicherung, besitzt darum gerade in der Gegenwart stärkste Bedeutung.

27

LUDWIG FEUERBACH

Das Wesen der ReligionNeu eingeleitet von Prof. Lic. theol. Dr. *Kurt Leese*

Mit einem Bildnis. RM 2.50

Diese dreißig Vorlesungen aus den Jahren 1848/49 haben als Kampfschrift klassische Bedeutung erlangt und weittragende Wirkungen auch auf Richard Wagner und Nietzsche ausgeübt. Es ist die klare Absage an eine Religion, die dazu mißbraucht werden konnte, das menschliche Sein zu entreechten. Der überzeitliche Wert dieser geistvollen philosophischen Kritik liegt, wie die Einleitung verdeutlicht, in dem Zwang zu heilsamer Selbstprüfung.

8

28

CHARLES DARWIN

Die Abstammung des MenschenDeutsch von Prof. *Heinrich Schmidt*

Mit Bildnis. RM 2.75

Darwins Abstammungslehre hat den Anstoß gegeben zu einer auch heute noch nicht abgeschlossenen Umwertung aller Werte, nicht im Bereich der Naturwissenschaft, sondern der gesamten praktischen und theoretischen Philosophie. Niemand sollte über Darwin und den „Darwinismus“ urteilen, ohne diese vorzüglich erläuterte Ausgabe seines Hauptwerkes gelesen zu haben.

29

EDUARD VON HARTMANN

Gedanken über Staat, Politik, SozialismusZusammengestellt von *Alma von Hartmann*

2. Auflage. Mit Bildnis. RM 2.—

Es ist ein wirkliches Verdienst der Gattin des Philosophen, aus seinen Werken diese Sammlung zusammengestellt zu haben, die weiter greift, als der Titel vermuten läßt. Der Philosoph des „Unbewußten“ erscheint hier mit einer auf die Wirklichkeit angewendeten Weisheit und einer Aufgeschlossenheit für alle Dinge, die hoffen läßt, daß seine gerade in letzter Zeit wieder wachsende Würdigung sich weiterhin steigern wird.

30

FRIEDRICH NIETZSCHE

Worte für werdende MenschenEine Einführung in seine Werke von *Walter von Hauff*

Mit einem Bildnis. RM 1.50

Nietzsche ist überreich an hinreißender Begeisterung, überströmender Lebensfülle und dichterischem Glanz, die im besten Sinne das Herz der Jugend gefangen nehmen. Hier wird ihr das Edelste aus seinen Werken dargereicht.

31

LUDWIG FEUERBACH

Pierre Bayle

Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit

Mit Bildnis. RM 1.80

Die Beschäftigung mit Pierre Bayle, dem Vorkämpfer für Toleranz in religiösen Fragen, führt Feuerbach zu einer überragenden und um ihrer selbst willen gerade heute lesenswerten Kritik aller Theologie.

9

32

HANS LEISEGANG

Die Gnoffs

404 Seiten. Mit 8 Abbildungen. RM 3.25

Die religiöse Bewegung, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung als stärkste Rivalin der christlichen Kirche auftrat und noch heute heftig umkämpft ist, wird hier von einem hervorragenden Kenner durch Erschließung und Wiedergabe der stark verschütteten und schwer zugänglichen Quellen authentisch und gemeinverständlich dargestellt.

33

DAVID FRIEDRICH STRAUSS

VoltaireMit einer Einleitung „Strauß und Voltaire“ von *Rudolf Marx*

Mit 9 Abbildungen. RM 2.50

Die Voltaire-Biographie von D. F. Strauss ist die deutsche Meisterdarstellung von Leben, Lehre und Leistung des großen Franzosen, des geistigen Beherrschers seines Jahrhunderts. Die überragende Bedeutung des Werkes im Rahmen der europäischen Voltairforschung verdeutlicht auch die der neuen Ausgabe hinzugefügte Einleitung, in welcher Straußens besonderes Verhältnis zu seiner Aufgabe und die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit dem Erlebnis Voltaire dargestellt ist.

34

FRIEDRICH SCHLEIERMACHER

Über die Religion

Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern

Eingeleitet von Prof. *Hans Leisegang*

Mit Bildnis. RM 2.—

Das Wesen der Religion als des unmittelbaren Gefühls vom Unendlichen und seiner selbständigen Fähigkeit des Menschen hat kein Theologe tiefer gefühlt und in schönere Worte gefaßt als Schleiermacher.

35

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

Reden an die deutsche NationNeu eingeleitet von Prof. *Hermann Schneider*

Mit Bildnis. RM 2.25

Diese berühmtesten Reden aus deutscher Vergangenheit wenden sich an eine Generation, die, wie einst 1813, zum höchsten Einsatz der Persönlichkeit und opferbereiter Hingabe an die Idee eines einigen und mächtigen Deutschland bereit ist.

36

Das Nibelungenlied

Übertragung von Karl Simrock

Mit einer Einleitung von *Albert Hauens*

RM 2.50

Das Heldenlied vom tragischen Untergang der Nibelungen ist durch die klassische Übertragung Simrocks zum lebendigen Besitz des deutschen Volkes geworden. Die Einleitung läßt durch Mitteilung seiner Entstehungsgeschichte erkennen, wie aus dichterischer Verschmelzung altnordischen Sagengutes mit Erinnerungen an die Völkerwanderung und dem ritterlichen Geiste des Mittelalters das Nationalepos der Deutschen wurde. Als ein Schicksalsbildnis von heroischer Menschlichkeit und hohes Lied der Gefolgstreue gewinnt das Werk gerade in unseren Tagen erhöhte Bedeutung.

37

FRIEDRICH NIETZSCHE

Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben

Mit Bildnis. RM 1.—, kartoniert RM —.75

Nietzsche protestiert gegen die einseitig historische Jugenderziehung des modernen Menschen. Statt ihrer fordert er, daß der Mensch vor allem zu leben lerne und die Geschichte im Dienste des gelerntens Lebens verstehe und gebrauche.

38

FRIEDRICH NIETZSCHE

Schopenhauer als Erzieher

Vergriffen. In Band 71 enthalten

VOLTAIRE

Für Wahrheit und Menschlichkeit

Seine Schriften ausgewählt und eingeleitet von
Prof. Paul Sakmann
Mit Bildnis. RM 2.25

Aus dem Werke des Werdenden, der reifen Leistung und der Altersweisheit Voltaires formt Sakmann ein köstliches Brevier. Die geistvolle Überlegenheit des großen Schriftstellers, seine Weltkenntnis und seinen Kampf für die Menschlichkeit und gegen den Machtanspruch einer dogmenstarrten Kirche und Theologie zeigt dieses Buch in überraschender Fülle und Lebendigkeit.

Vergriffen. Neuauflage in Vorbereitung Herbst 1938

FRIEDRICH NIETZSCHE

Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten

Mit Bildnis. RM 1.—, kartoniert RM —.75

In diesen enthusiastisch aufgenommenen Reden beantwortet der junge Nietzsche die Frage: Was ist Bildung? Was ist ihr Ziel? Mit dem ihm eigenen Tiefblick um echte Kultur bemüht, nimmt er leidenschaftlich Partei für die Jugend und das Leben gegen den klappernden Apparat der staatlichen Bildungsanstalten. An die Stelle der Phrase von der akademischen Freiheit setzt er den Satz, daß die Jugend große Führer brauche und daß alle Bildung mit Gehorsam beginnt.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen

Mit Bildnis. RM 1.—, kartoniert RM —.75

Der Morgen von Hellas liegt über dieser Reihe von Bildern der frühen griechischen Denker. Von ihnen ging Nietzsche aus, sie begleiteten ihn sein Leben hindurch. Aus dem tiefen Verständnis für die heroischen Denker der Frühzeit wendet er sich gegen Sokrates und das instinktaflösende Bewußtsein. Das Griechenland vor Sokrates und Platon war sein Griechenland, von dem zu reden für ihn der einzige Weg war, über die eigenen Abgründe etwas anzudeuten.

SCHELLING

Sein Weltbild aus den Schriften

Herausgegeben von Dr. Gerhard Klau
Mit Bildnis. RM 2.25

F. W. von Schelling, der Philosoph der deutschen Romantik, reich, immer neu anregend durch die wechselnden Richtungen seines Denkens, steigt mit dem Glanz und der Tiefe seiner Worte über Natur und Kunst aus diesem Buche. Niemand wird es ohne bleibende Bereicherung aus der Hand legen.

Goethes Tagebuch der italienischen Reise

Herausgegeben von Prof. Heinrich Schmidt
Mit 4 Abbildungen. RM 2.50

Durch die Unmittelbarkeit und Frische, mit der hier Erleben und Geschehen für die geliebte Frau von Stein niedergeschrieben ist, macht uns Goethe unmittelbar zu Reisebegleitern, mehr als in seinem späteren Buche über die gleiche Reise.

Die Kant-Laplacesche Theorie

Ideen zur Weltentstehung
von Immanuel Kant und Pierre Laplace
Herausgegeben von Prof. Heinrich Schmidt
Mit zwei Bildnissen. RM 2.50

Die kosmischen Theorien, insbesondere über die Entstehung unseres Planetensystems, sind Kernfragen unseres Weltbildes geworden. Die wichtigste dieser Theorien ist die Kant-Laplacesche, deren klassische Schriften, Kants „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ und Laplaces „Exposition du système du monde“, hier vereinigt sind.

ALFRED KÖRTE

Die hellenistische Dichtung

Mit 4 Abbildungen. RM 2.70

Die viel zu wenig bekannte späte Dichtung der Griechen wird von dem ausgezeichneten Kenner mit einer Fülle eigener Übertragungen dargestellt: über alles Fachinteresse hinaus ein umfassendes Gemälde des Untergangs einer Kultur.

ARTHUR SCHOPENHAUER
Die Persönlichkeit und das Werk
 in Worten des Philosophen dargestellt

von Dr. *Konrad Pfeiffer*
 Mit Bildnis. RM 3.25

Mit sicherem Blick für das Bezeichnende ist hier aus Schopenhauers Werk, seinen Briefen und den wesentlichen Äußerungen seiner Freunde ein lebendes Ganzes zusammengesetzt, ein gegenwartsnahes Bild des Denkers und großen Deutschen.

Vergriffen. Neuauflage in Vorbereitung Herbst 1938

PESTALOZZI
Grundlehren über Mensch und Erziehung

Seine Schriften ausgewählt von Prof. *Hermann Schneider*
 Mit Bildnis. RM 3.25

Formung der Jugend zu tiefen und tüchtigen Menschen ist das Ziel dieser unsterblichen Stücke aus dem Werke des großen Erziehers, dessen Schriften meist nur genannt, nicht in ihrer heiligen Ergriffenheit erlebt und nachgelebt werden. Diese in neuer Auflage erweiterte Auswahl redet in entscheidener Stunde zu allen Eltern und Erziehern.

ALBRECHT WIRTH
Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart

Mit 4 Abbildungen und Zeittafel. RM 2.95

Eine mit weiten Perspektiven fesselnd geschriebene Gesamtdarstellung der Geschichte und Politik von der Reichsgründung bis zu Hindenburgs Antritt der Reichspräsidentenschaft, ergänzt durch eine Übersicht über Bevölkerungsbewegung und Auswanderung und über die kulturelle Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert. Zeittafel und ausführliches Register erhöhen den sachlichen Wert des zuverlässigen Werkes. Vgl. hierzu Bd. 19/20.

RAOUL H. FRANCE
Bios, die Gesetze der Welt
Taschenausgabe

Mit 17 Abbildungen. RM 2.70

Die gemeinverständliche, lebensvolle Übersicht über die Gesetze der Welt von den neuesten Theorien der Materie und des Raumes bis zu den Lebensgesetzen von Pflanze, Tier und Mensch. Wirkliches Verständnis des Daseins und dadurch richtiges Leben zu lehren, ist das Ziel dieses berühmten Gesamtgemäldes der Natur.

J. J. BACHOFEN
Mutterrecht und Urreligion

Eine Auswahl. Herausgegeben von *Rudolf Marx*
 Mit 23 Abbildungen. RM 3.25

Bachofens Leistung, die Erschließung der urzeitlichen Seele und das grandiose Bild des vorgeschichtlichen Kampfes der Urgegensätze: Muttertum – Vätertum, Weib – Mann, ist mit heutigen Erkenntnissen der Psychologie und Völkerkunde zu höchstem Glanz emporgestiegen. Die Auswahl gibt, allenthalben übersetzt und erklärt, den ewigen Kern von Bachofens Werk.

JACOB BURCKHARDT
Die Kultur der Renaissance in Italien

Durchgesehen von Geh.-Rat Prof. *Walter Goetz*
 Mit 25 Abbildungen. RM 2.75. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen RM 4.50, in Leder RM 10.80

Burckhardts „Kultur der Renaissance“ ist das Juwel deutscher Kulturgeschichtsschreibung. Aus der Verbindung von vollendeter Beherrschung des Stoffes mit meisterhafter Darstellungskunst erwuchs hier eines der schönsten und nachhaltigsten Werke der Geschichtsschreibung.

JACOB BURCKHARDT
Die Zeit Konstantins des Großen

Mit Vorwort von Prof. *Ernst Hohl* und 28 Abbildungen. RM 3.15
 Geschenkausgabe (Dünndruckpap.) Leinen RM 4.50, Ldr. RM 10.80
 „Eine Tat, die in ihrer Genialität an die Werke Rankes heranreicht. Der Untergang der antiken Welt: das Jahrhundert der Soldatenkaiser, des Verfalls von Staat und Kultur, der Christenverfolgung und Göttermischung, gewinnen in ihm farbigstes Leben.“ *Frankfurter Zeitung*

JACOB BURCKHARDT

Weltgeschichtliche Betrachtungen

Mit Nachwort herausgegeben von *Rudolf Marx*

RM 2.70. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen RM 4.50

Die Einzigartigkeit dieses berühmten Buches liegt in der visionären Sicherheit, mit der die leitenden Kräfte alles Historischen: Staat, Religion, Kultur dargestellt und in ihrem Verhältnis zueinander geschildert werden. Die Kapitel über „Die geschichtlichen Krisen“, „Historische Größe“ und „Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ zählen zum Bedeutendsten, was über Geschichte geschrieben ist.

JACOB BURCKHARDT

Kulturgeschichtliche Vorträge

Mit Nachwort herausgegeben von *Rudolf Marx*

und 20 Abbildungen. RM 3.50.

Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen RM 4.50

Burckhardts Vorträge, das ebenbürtige Seitenstück zu den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, sind glanzvollste Gipfelpunkte menschlicher Besinnung und weltgeschichtlichen Rundblicks. Das Buch enthält nicht nur die berühmten Vorträge über Napoleon, Rembrandt, Schiller, Van Dyck, sondern sämtliche bisher veröffentlichte, auch die zur Kunstgeschichte.

JACOB BURCKHARDT

Erinnerungen aus Rubens

Mit Nachwort von Prof. *Hans Kauffmann* und 40 Bildtafeln

RM 3.50. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen RM 4.50

Als ein Denkmal dessen, was ihm seit seiner Jugend der große flandrische Maler gewesen war, schrieb Burckhardt in seinen letzten Lebensjahren dieses leidenschaftliche Bekenntnis zu Rubens, dessen Werk ihm stärkstes Schönheitserlebnis bedeutete und dessen Leben ihm das Beispiel unanfechtbaren Menschenglückes gab. In und mit der Kunstbetrachtung erwuchs zugleich eine Meisterdarstellung flandrischen Lebens im 17. Jahrhundert.

JACOB BURCKHARDT

Griechische Kulturgeschichte

3 Bände mit 129 Abbildungen

Herausgegeben und mit Nachwort von *Rudolf Marx*

I. Der Staat und die Religion

II. Künste und Forschung / III. Der griechische Mensch
Jeder Band einzeln RM 4.—. Dünndruckausgabe in Leinen RM 17.—

Jacob Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte“ ist die größte Gesamtdarstellung der griechischen Kultur in deutscher Sprache, ein Werk einzigartiger Überschau und bewunderungswürdiger Darstellung, nur vergleichbar den höchsten und zugleich künstlerischsten Werken der geschichtlichen Weltliteratur überhaupt. Unsere Zeit verehrt in ihm ein viel bewundertes Vorbild und Gipfelwerk, dessen Kenntnis jedem tiefer Schürfenden unerlässlich ist.

ERWIN ROHDE

Psyche

Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen

Ausgewählt und eingeleitet von *Hans Eckstein*

Mit 17 Abbildungen. RM 4.—

Diese berühmte Meisterdarstellung der griechischen Religion ist ein Hauptwerk der Religionswissenschaft, von Freunden und Lehrern des Altertums und der Religionskunde wie von Theologen und Philosophen gleich gepriesen. Darüber hinaus aber gesellt sie sich durch Tiefe der Ahnungen und Zauber des Stils unmittelbar den Werken Burckhardts, Nietzsches und Bachofens.

GOETHE

Schriften über die Natur

Geordnet und ausgewählt von Prof. *Gunther Ipsen*

Mit 3 Abbildungen. RM 3.15

Der alte Goethe hielt seine Schriften zur Natur für bedeutender als den „Faust“. Die neueste Geisteswissenschaft hat sie wiederentdeckt als ein Vermächtnis ersten Ranges. Unsere Ausgabe ordnet die Schriften nach den Grundgedanken, erklärt alle Fachausdrücke und erreicht so eine unerhörte Klarheit. Für jede Goethe-Ausgabe ist dieser Band eine notwendige Ergänzung.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Unzeitgemäße BetrachtungenMit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*Mit Bildnis. *RM 2.70*

Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ zeigen den Erzieher Nietzsche in großartigstem Licht, den Vorkämpfer einer deutschen Kultur. Er wendet sich gegen die falsche, von der Gelehrsamkeit bestimmte Bildung der Zeit, gegen die „Bildungsphilister“. Ihnen entgegen stellt Nietzsche die Gesichtspunkte einer kommenden Kultur. Die beigegebenen Schriften: „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, „Wir Philologen“ und „Über Wahrheit und Lüge“ runden das Bild.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Menschliches, AllzumenschlichesMit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*Mit Bildnis. *RM 3.40*

Das europäische Aphorismenbuch, ein Werk voll eindringender Seelenkennerschaft, das die gültige Metaphysik, Religion und Kunst demaskiert, indem es überall an die Stelle des „beruhigenden Glaubens“ die helle Erkenntnis setzt und so den Weg freimacht für die späteren Einsichten Nietzsches. Das Buch der zartesten Wägung des Wortes, das einen unvergeßlichen Reiz ausstrahlt.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Morgenröte

Gedanken über die moralischen Vorurteile

Mit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*Mit Bildnis. *RM 2.25*

„Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die Moral“. Nietzsche, der in „Menschliches, Allzumenschliches“ noch beweglich Umschau hielt, findet seinen Gegner in einer Moral, die die Naturtriebe des Menschen bekämpft und als Ziel die Entselbstung, das Leben für andere aufstellt, ein Ideal, bei dem aller Glanz und alle Tiefe des Lebens verlorengelange. Der Forderung nach dieser Humanität stellt er den Trieb zum Wettkampf, zur Überwindung, zum Siege entgegen.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Die fröhliche WissenschaftMit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*. Mit Bildnis. *RM 2.25*

Stürmisch führt die „Fröhliche Wissenschaft“ das Thema der „Morgenröte“ fort: der Kampf gegen die lebensfeindlichen Vorurteile wird zum Kampfe gegen den schwächenden liberalen Kulturstaat. „Gefährlich leben!“ ist die Losung dieses Buches, das den Troubadours huldigt, den Sängern, Rittern und Freigeistern in einem. Das Bild des „guten Europäers“, des Wächters und Lenkers der Kultur, steigt auf, dessen Ziel die „Verstärkung und Erhöhung des Typus Mensch“ ist.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Also sprach Zarathustra

Ein Buch für Alle und Keinen

Mit Peter Gasts Einführung und Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*Mit Bildnis. Kartoniert *RM 1.-*, Leinen mit Goldaufdruck *RM 1.70*, Leder *RM 4.05*

Das ewige Buch der „azurnen Einsamkeit“, die Krone von Nietzsches Schaffen, eines der höchsten Werke der Weltliteratur. In seinem Mittelpunkt der heroische „Übermensch“, das Gegenbild des christlich-demokratischen Europa, und der Gedanke der „Ewigen Wiederkunft“ mit der Forderung, alles so zu tun, „daß ich es unzählige Male tun will“. Die meisterhafte Einführung erhöht das Verständnis und den Genuß des einzigartigen Werkes wesentlich.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Jenseits von Gut und Böse / Zur Genealogie der MoralMit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*. Mit Bildnis. *RM 2.25*

Nietzsche nannte auf die Frage, was man zuerst von ihm lesen solle, „Jenseits von Gut und Böse“ und die „Genealogie der Moral“ als die wichtigsten seiner Schriften. Sie geben mit unerbittlicher Genauigkeit des Blickes für die moralischen Hintergründe der Kultur die vollständigste Kritik der Zeit, führen durch die Betrachtung der „Herrenmoral“ und „Sklavenmoral“ zur Frage der natürlichen Rangordnung der Menschen und einem neuen Blick auf Gesellschaft und Geschichte. Sie sind die Meisterwerke unter Nietzsches Prosa.

77
FRIEDRICH NIETZSCHE
Götzendämmerung / Der Antichrist
Ecce homo / Gedichte

Mit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*
Mit Bildnis. RM 2,95

Dieser Band vereinigt die Schriften von 1888. In großartiger Vielseitigkeit nehmen sie alle Themen Nietzsches auf: „Der Fall Wagner“ mit dem Anhang „Nietzsche contra Wagner“ und die „Götzendämmerung“ den Kampf gegen seine Zeit, der „Antichrist“ den Gedanken vom Kampfe des aufsteigenden Lebens gegen die Kräfte des absteigenden. Hinzu treten die Selbstbiographie des „Ecce homo“ und die „Gedichte“.

78
FRIEDRICH NIETZSCHE
Der Wille zur Macht

Versuch einer Umwertung aller Werte
Mit Nachwort von Prof. *Alfred Baeumler*
Mit Bildnis. RM 4.—

Das Hauptwerk des Denkers Nietzsche, das wichtigste philosophische Werk des 19. Jahrhunderts, zu dem „Also sprach Zarathustra“ die „Vorhalle“ bildet. In vier Teilen behandelt es alle großen Gebiete des Lebens: zeichnet im ersten den europäischen „Nihilismus“, den Zustand der Ermüdung und Sinnlosigkeit, beschreibt als deren Ursache im zweiten die falschen höchsten Werte in Religion, Moral und Philosophie, stellt im dritten Teil die Grundlinien der neuen Wertsetzung auf und entwirft im vierten die Lehre von der Rangordnung und Verkündung des großen Menschen als des Gesetzgebers der Zukunft.

79
JOHANNES BÜHLER
Die Kultur des Mittelalters

Mit 30 Abbildungen. RM 3,50

Bühler, der sich durch seine Quellenreihe „Deutsche Vergangenheit“ als ausgezeichneter Kenner und Darsteller mittelalterlicher Kultur erwies, gibt hier ein ausführliches Gesamtbild des abendländischen Mittelalters. Auf weite Gebiete fällt dabei neues Licht. Durch die Verbindung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und lebensnaher Darstellung wird das Buch als einzige Gesamtdarstellung mittelalterlicher Kultur und als gleich ausgestattetes Seitenstück zu Burckhardts „Kultur der Renaissance“ größtem Interesse begegnen.

80
AUGUSTINUS
Bekenntnisse und Gottesstaat

Sein Werk ausgewählt von Dr. *Joseph Bernhart*
Mit Bildnis. RM 3,75

In jüngster Zeit hat sich die katholische und die gesamte geistige Welt erneut auf den großen Bekenner und Denker besonnen, dessen Schatten von der Schwelle des Mittelalters her übermächtig in die Fragen unserer Gegenwart fällt. Allen, die an der inneren Erneuerung und Vertiefung unserer Zeit teilhaben oder mithelfen, allen, denen es um Verstehen des Ehemals oder Heute geht, wird hier der ewige Kern des Augustinischen Werkes geschlossen dargeboten von der Hand eines ersten Kenners.

81
FRIEDRICH BÜLOW
Volkswirtschaftslehre

Ein Lehrbuch. Dritte, neubearbeitete Auflage
616 Seiten. RM 4.—

Das in dritter Auflage vorliegende Werk ist ein systematisch geordnetes Lehrbuch, das es sich zur Aufgabe macht, nach streng pädagogischen Grundsätzen in das Gebäude der Wissenschaft von der Volkswirtschaft durch treuhänderische Vermittlung der Lehrmeinungen einzuführen, den Wissensstoff auf dem Gebiete des Sozialen und Wirtschaftlichen durch klare und sachgemäße Darstellung mit dem praktischen Leben in Verbindung zu halten. Das Buch setzt keinerlei gelehrte Kenntnisse voraus.

82/83
FRIEDRICH NIETZSCHE
Die Unschuld des Werdens

Der Nachlaß ausgewählt und geordnet von Prof. *Alfred Baeumler*
2 Bände. Jeder einzeln RM 3,75

Einbändige Dünndruckausgabe in Leinen RM 12.—,
in Leder RM 18.—

Er ist kein „Nachlaß“ im üblichen Sinne, sondern, geordnet und vom Überflüssigen befreit, ein vollgültiges neues Werk von sieghafter Gewalt. Der erste Band gipfelt in dem großartigen Kapitel über Richard Wagner (dem Dokument einer großen Freundschaft) und in den Abschnitten „Nietzsche über sich selbst“ und „Nietzsche

über seine Schriften“. Der zweite Band umfaßt vollständig alles, was an Nachträgen und Entwürfen zum „Zarathustra“ vorliegt, Stücke zum Teil von hoher Schönheit, ohne die der „Zarathustra“ gar nicht gewürdigt werden kann. Ferner enthält er die große Erläuterung des „Willens zur Macht“ und die Niederschriften über die Deutschen, die Franzosen, Bismarck usw., die heute auf besondere Beachtung rechnen dürfen. Die notwendige und entscheidende Ergänzung zu jeder Nietzsche-Ausgabe!

85

J. J. ROUSSEAU

Die Kräfte der Kultur

Die Werke ausgewählt von Prof. *Paul Sakmann*

Mit Bildnis. RM 3.75

Der große Schriftsteller, der Geist, der ein Jahrhundert formte, wird in diesem unerhört bewegenden Buche erstmalig überschaubar. Die Grundgedanken der Menschenrechte, der „Gesellschaftsvertrag“, die Idee des „Zurück zur Natur!“ und die Schriften über den Kultur-Verfall, die unvergänglichen Partien des „Emile“, der „Neuen Héloïse“ und der „Bekenntnisse“: der Werke, die eine Welt erschütterten, sind hier erstmalig sorgsam zu einem Gesamtbilde vereinigt.

86

ADAM MÜLLER

Vom Geiste der Gemeinschaft

Elemente der Staatskunst / Theorie des Geldes

Zusammengefaßt und eingeleitet von Dr. *Friedrich Bülow*

Mit Bildnis. RM 3.75

Die aus echt deutscher Gemütsstärke mit packender Sprachgewalt vorgetragenen Gedanken des großen Staatsphilosophen der Romantik haben heute eine vielfach überraschende Gegenwartsbedeutung. Indem er im Staate schlechthin die Idee des nationalen Lebens und der Kulturgemeinschaft sah, wandte sich Adam Müller gegen das aus dem Geiste der Aufklärung geborene individualistische Wirtschaftsdenken und setzte der drohenden Industrialisierung und einer rationalistisch-mechanischen Arbeitsbewertung seine Lehre von der Produktivität jeder echten Leistung entgegen, um damit dem Menschen die lebensnotwendige Beziehung zu Boden und Natur zu retten.

24

87

JOH. GUSTAV DROYSEN

Geschichte Alexanders des Großen

Neudruck der Urausgabe

Mit Einleitung und Nachbericht von Prof. *Helmut Berke*

Mit 19 Abbildungen und 2 Karten. In Leinen RM 4.—

Vor hundert Jahren geriet ein genialer junger Gelehrter in umfassende Quellenstudien zur griechischen Geschichte und formte in echt preußisch-deutscher Ergriffenheit vor der heroischsten Gestalt der Antike dieses Meisterwerk lebendig-dramatischer Geschichtsschreibung: Leben und Welt des großen Alexander. Jeder, der sich den Sinn für geschichtliche Größe bewahrt hat, wird dieses Heldenleben mitleben wie ein gewaltiges Abenteuer.

88

WERNER MAHRHOLZ

Literargeschichte und Literaturwissenschaft

2., erweiterte Auflage. 257 Seiten. RM 3.—

Durchgesehen und mit einem Nachwort von Prof. *Franz Schultz*

Was die deutsche literaturwissenschaftliche Forschung geleistet hat, von dem ersten Versuche der Zusammenfassung im siebenten Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ bis zur unmittelbaren Gegenwart, ist hier mit untrüglichen Sinn für das Wesentliche meisterhaft dargestellt. Das Buch würdigt eindringlich die Leistungen der Begründer und ihrer jüngsten Vertreter und bildet so eine einzigartige Einführung für jeden, der sich tiefer um Literatur und Geisteswissenschaften bemüht.

89

HANS HENNING

Psychologie der Gegenwart

2., neu bearbeitete Auflage. 1933. 224 Seiten. RM 3.—

Prof. Hennings Werk gibt eine vorzügliche, dabei glänzend geschriebene Übersicht über die gesamte heutige Psychologie. Zum ersten Male wird hier diese weit verzweigte Wissenschaft unseres Jahrhunderts in ihrer Entwicklung, in ihren vielerlei Richtungen und Teilgebieten, Problemen und Ergebnissen dargestellt und durch eine sorgfältige Bibliographie der Weg ins Einzelne gewiesen.

Neuausgabe im Herbst 1938 in Vorbereitung

25

93

G. C. LICHTENBERG

Aphorismen und Schriften

Sein Werk ausgewählt und eingeleitet von *Ernst Vincent*
Mit Bildnis. *RM 3,75*

„Eines der erregendsten und zugleich amüsantesten Bücher der Welt“ nannte Nietzsche die „Aphorismen“ Lichtenbergs und zählte es zu den wenigen in deutscher Prosa, die man wieder und wieder lesen müsse. In der Tat: diese „Aphorismen und Schriften“ des geistvollen Spötters sind ein ewiges Buch der Kurzweil und Nachdenklichkeit, dessen Reichtum immer neu sprudelt. Der scharfsichtige und tief sinnige Beobachter, der mit wenigen Sätzen zu geißeln, lächelnd zu funkeln und zu sinnieren weiß, der Göttinger Professor am Fenster, der alles Merkwürdige draußen und drinnen genau notiert, dem Echten offen, aber mit einem tödlichen Witz für alles Eitle und Falsche.

95

MARTIN LUTHER

Unterm Kreuz

Eine Auswahl aus den Schriften des Reformators

Herausgegeben von *Georg Heibig*
Mit einem Bildnis. *RM 3,50*

Luthers Urerlebnis, die religiöse Erschütterung des Menschen vor Gott, wird in dieser Ausgabe seiner Frühschriften, die alles Verbreiterte und Abgeleitete zurückdrängt, als seine „*Theologie des Kreuzes*“ dargestellt. Diese unvergängliche Quelle protestantischer Besinnung und Entscheidung bildet zugleich die notwendige Ergänzung zu jenem menschlich ergreifenden Lutherbild, das uns aus den Gesprächen des Reformators (vgl. Bd. 160) mit derselben Kraft unverfälschter Ursprünglichkeit entgegentritt.

96

Wörterbuch der Antike

Mit Berücksichtigung ihres Fortwirkens

In Verbindung mit *Dr. E. Bux* und *Dr. W. Schöne* verfaßt von
Prof. H. Laner

Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage. 894 Seiten. *RM 5,80*

Dieses Wörterbuch gibt ein Gesamtbild der antiken Kultur und ihrer Fortwirkung bis zur Gegenwart. Nicht nur das antike Geistesleben, sondern der ganze Bereich des antiken Daseins bis zu den alltäglichsten Verrichtungen herab wird sorgsam, aber ohne

„gelehrten“ Ballast dargestellt. Die Artikel sind gemeinverständlich und flüssig geschrieben, stets bis zum heutigen Stand der Dinge durchgeführt und mit Quellenangaben versehen, die das weitere Eindringen in den Stoff erleichtern. Ein zuverlässiges Nachschlagewerk, das auch Streitfragen nicht verschweigt, zugleich aber ein Lesebuch, das geradezu herausfordert zum „Schmöckern“, bei dem man in amüsanter und gefälliger Form immer wieder Neues und vielerlei Wissenswertes lernen kann. Ein Buch, das wegen seines anregenden Inhalts keiner missen will, der einmal darin geblättert hat. *Gelsenkirchener Allgemeine Zeitung*

97

C. G. CARUS

Goethe

Zu dessen näherem Verständnis

Mit einem Nachwort herausgegeben von *Rudolf Marx*
Mit Bildnis. *RM 3,-*

Carl Gustav Carus (1789–1869), als Mediziner, Denker und Maler gleich hervorragend, von Goethe, den er kannte und mit dem er bedeutende Briefe wechselte, mit höchsten Lobeserhebungen begrüßt, zeichnet in diesem Buche mit dem hellen Blick des Menschenkenners den Eindruck auf, den er von Goethe gewann. So entstand, aus nächster Nähe gesehen, ein unschätzbares Bild von dem Menschen Goethe, von seiner Lebensform, seinem Verhältnis zur Natur und zu den Menschen.

98

C. G. CARUS

Psyche

Zur Entwicklungsgeschichte der Seele

Mit einem Nachwort herausgegeben von *Rudolf Marx*
Mit Bildnis. *RM 4,-*

Die „Psyche“ ist das denkerische Hauptwerk von Carus und zugleich das Buch, in dem die deutsche Romantik ihr Wissen um die Seele am umfassendsten dargestellt hat. Carus verband mit großer seelischer Erfahrung die Vorsicht des Arztes. Sie behütete ihn davor, romantischen „Ahnungen“ zu unterliegen. So entstand ein in der Geschichte des deutschen Geistes einzigartiges Werk über die Seele.

99

GUSTAVE LE BON

Psychologie der Massen

Übertragen und eingeleitet von *Rudolf Marx*
Sechste deutsche Auflage. RM 3,50

Das berühmte, schon in alle Weltsprachen übersetzte Buch über die Seele der Massen hat mit dieser neuen Ausgabe auch bei uns weite Verbreitung gefunden. Jeder, der durch Beruf oder privates Interesse, sei es als Psychologe, Soziologe oder Pädagoge, als Werbefachmann, Kaufmann oder Jurist mit seelischen Massenvorgängen zu tun hat, wird die klaren und überaus aufschlußreichen Darlegungen des französischen Gelehrten, wenn sie auch nicht überall für uns schlüssig sind, mit großem Gewinn lesen.

Neudruck im Herbst 1938 in Vorbereitung

100

Nietzsche in seinen Briefen

und Berichten der Zeitgenossen

Die Lebensgeschichte in Dokumenten

Herausgegeben von Prof. *Alfred Baeumler*

Mit 11 Abbildungen und 3 Handschriftproben. RM 4.—
Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier. Leinen RM 8.—,
Leder RM 12,50

Für jeden Nietzsche-Leser kommt einmal der Augenblick, in dem er sich brennend fragt: Wie sah der vieldeutige Mensch aus, den ich hier lese, wie war er wirklich? Auf diese Frage antwortet der vorliegende Band. Er vereinigt alle irgend bedeutsamen Briefe Nietzsches und die Berichte der Zeitgenossen über ihn zu einem unsagbar großen erschütternden Denkmal seines geistigen Lebenskampfes.

101

MICHEL DE MONTAIGNE

Die Essais und das Kettentagebuch

In den Hauptteilen herausgegeben und verdeutscht von
Prof. *Paul Sakmann*. Mit einem Bildnis. RM 3,50

Seit Jahrhunderten wieder und wieder gelesen, bekämpft, bewundert, nachgeahmt, voll sprühenden, zitternden Lebens wie am ersten Tag, ein Buch ohne gleichen: Bekenntnisse, Erfahrungen und Einsichten eines geistvollen Weltmannes und tieferschürfenden Denkers.

28

102

LUDWIG BÜCHNER

Kraft und Stoff

Neudruck der Urausgabe. Mit einer Einführung und Anmerkungen
von *Wilhelm Bölsche*. RM 2,75

Dieses berühmte Werk des „Materialisten“ Büchner, ein großartiges und erregendes Gesamtbild der Welt vom Standpunkt der Naturwissenschaften, gehört zu jenen klassischen deutschen Kampfschriften des 19. Jahrhunderts, mit denen das Denken einer Generation befreit und das Verständnis für Natur und eine natürliche Weltanschauung in weiteste Kreise getragen wurde. Wilhelm Bölsche gab ihm die notwendigen Ergänzungen und Berichtigungen.

103

ADAM SMITH

Natur und Ursachen des Volkswohlfstandes

Neu übersetzt und mit Kommentar von Dr. *Friedrich Bülow*. RM 4.—

Die vor bald zweihundert Jahren von dem englischen Moralphilosophen aufgestellten Lehren über den Wert der Arbeit und des Kapitals, über Freihandel und Arbeitsteilung galten bis in die jüngste Gegenwart hinein als nahezu verbindlich und haben ihm den Ruhm eines Begründers der wissenschaftlichen Nationalökonomie eingetragen. Sie sind schon von Friedrich List, seinem deutschen Gegenspieler, widerlegt worden und haben heute für uns nur mehr historisches Interesse. Trotzdem muß jeder, der sich mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigt, dieses klassische Werk kennen und wird es mit Gewinn lesen.

104

IMMANUEL KANT

Die drei Kritiken

in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtwerk

Mit verbindendem Text von Dr. *Raymund Schmidt*. RM 3,75

Ein berufener Kenner gibt hier erstmalig eine Übersicht über das ganze System Kants in Kants eigenen Worten. Der Band enthält die Hauptpartien der drei „Kritiken“ ebenso die der Schriften zur Religions-, Rechts- und Geschichtsphilosophie. Durch einführnde Zwischenberichte zusammengehalten, bildet das Buch die seit langem gesuchte für Studium und Privatlektüre ausreichende knappe Kant-Ausgabe.

29

105/106

THOMAS VON AQUINO
Summe der Theologie

Herausgegeben von Dr. *Joseph Bernhart*

Bd. I: Gott und Schöpfung. Bd. II: Die sittliche Weltordnung
Mit je einem Bildnis. Je RM 4.—

Grundpfeiler und Richtschnur katholischen Glaubens, Summe und Krone mittelalterlicher Philosophie ist die „Summa theologiae“, das Hauptwerk des Thomas. Sie ist mit dieser neuesten deutschen Ausgabe wirklich lesbar und jedermann zugänglich geworden, denn das in meisterhafter Übertragung dargebotene Werk wird durch die Einleitungen, Zwischenberichte und Erläuterungen eines berufenen Kenners in seinem organischen Zusammenhang mit der ganzen abendländischen Kultur gezeigt und dadurch dem Verständnis des modernen Lesers besonders nahe gebracht (vgl. Nr. 109).

107

AUGUSTE COMTE

Die Soziologie

Die Positive Philosophie im Auszug

Herausgegeben von Dr. *Friedrich Blaschke*. RM 4.—

Das Hauptwerk der Soziologie in einem Bande, der sorgsam die heute noch lebenden Grundzüge und Hauptpartien vom Beiwerk trennt, über das in Zwischenberichten referiert wird. Die handliche Ausgabe, seit Jahren als Notwendigkeit empfunden, wird von den Studierenden und allen an Gesellschaftsproblemen Interessierten aufs lebhafteste begrüßt.

108

ERNST VON ASTER

Geschichte der Philosophie

2., verbesserte Auflage. 492 Seiten. RM 3.50

Aus vollendeter Beherrschung des Stoffes und reichster Lehrerfahrung entstand diese wissenschaftlich erstklassige, moderne Geschichte der Philosophie, die leicht und flüssig geschrieben ist und doch den Problemen nichts von ihrer Tiefe nimmt; eine Geschichte der philosophischen Probleme und Ideen, die überall auch in den Zusammenhang der allgemeinen Kultur hineingestellt werden. Beratende Literaturangaben, ein Aufsatz „Wie studiert man Philosophie?“, eine Wiederholungszwecken dienende Zeittafel und ausführliche Register beschließen den bewährten Band.

30

109

THOMAS VON AQUINO
Summe der Theologie

Herausgegeben von Dr. *Joseph Bernhart*

Bd. III. Der Mensch und das Heil.

Mit einem Bildnis. RM 5.50

Dieser besonders umfangreiche Band der von Fach- und Laienkreisen einhellig begrüßten und anerkannten Ausgabe (vgl. Nr. 105 und 106) enthält neben dem Schlußteil des Textes ein erläuterndes Verzeichnis der verdeutschten Fachausdrücke (*Glossar*) und ein umfangreiches Register, das die ganze Gedankenfülle des gewaltigen Werkes nach sachlichen Gesichtspunkten klar erschließt.

110

PAUL DE LAGARDE

Schriften für Deutschland

Herausgegeben von Prof. *August Messer*. RM 2.70

Wir erkennen und verehren in Lagarde heute den glühenden Vorkämpfer der Idee Groß-Deutschland, den aufrechten Kämpfer eines neuen Gemeinschaftsgeistes und den kritischen Mahner zu völkischer Selbstbesinnung, den aller Glanz des stürmischen Fortschritts und der üppigen Blüte seiner materialistischen Umwelt nicht zu blenden vermochte. Seine Schriften, meisterlich in Sprache und Klarheit der Gedankenführung, sind ein leidenschaftliches Bekenntnis zu deutscher Art und ein politisches Vermächtnis von lebendigster Gegenwartsbedeutung.

111

PLATON

Der Staat

Deutsch von Dr. *August Horneffer*

Mit einer Einleitung von Prof. *Kurt Hildebrandt*

Mit Bildnis. RM 3.75

Platons „Staat“, die Krone unter seinen Werken und eines der größten Bücher der Philosophie und politischen Denkens überhaupt, wird hier in hervorragender Verdeutschung vollständig dargeboten. Die geforderte Vereinigung von Geist und Macht in der gleichen Hand, die entworfenen Rangordnung von Führenden und Geführten und der Erziehungsplan für den neuen Adel, die neue Führerschicht, verleihen dem Buche über seine zeitlose Geltung hinaus höchsten Gegenwartswert.

31

112

G. W. LEIBNIZ
Die Hauptwerke

Zusammengefaßt und herausgegeben von Dr. G. Krüger

Mit einem Vorwort von Prof. D. Mahnke. Mit Bildnis. RM 3.50

Diese Ausgabe erfüllt eine Ehrenpflicht Deutschlands gegenüber seinem größten Geiste. Sie ermöglicht, von Kennern betreut, zum ersten Male eine Übersicht über alles Wesentliche. Sie enthält die Schrift zur Errichtung der Akademie, wichtigste vaterländische Gedanken, die „Metaphysische Abhandlung“, die Briefe an Arnauld und Clarke, das „Neue System der Natur“, die „Nouveaux essais“, die „Monadologie“ und die „Theodizee“.

113

Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten

Mit verbindendem Text herausgegeben von Prof. E. Forsthoff

2., neubearbeitete und bis zur Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich fortgeführte Auflage. RM 4.50

In fast unheimlicher Nähe und Farbigkeit rollt hier das bewegte deutsche Geschehen einer Vergangenheit vor uns ab, die wir selbst noch als Gegenwart erlebten, deren bedeutungsvollste Momente uns aber erst in der historischen Betrachtung klar werden können. Aus einer Riesenfülle teils schwer zugänglicher Dokumente wurden die bezeichnendsten ausgewählt, sorgsam geordnet und mit verbindenden Zwischentexten zu einem Ganzen von atemraubender Spannungsgewalt und ergreifender Wucht gestaltet. Wer die Gegenwart verstehen und sich den Blick für die Zukunft schärfen will, kann sich kein besseres Lehrbuch, kein unmittelbareres Lesebuch wünschen als dieses.

Dieser Band ist in die NS.-Bibliographie aufgenommen

114

FRIEDRICH BÜLOW
Wörterbuch der Wirtschaft

455 Seiten. Leinen RM 3.75

Dieses aus langjähriger Erfahrung erwachsene Wörterbuch erläutert in gedrängter Kürze und Handlichkeit jene Begriffe, die als Fremdwörter oder Fachausdrücke in der Wirtschaftspraxis vorkommen. Darüber hinaus bietet es das gesamte Wirtschaftsrecht der letzten Jahre in übersichtlicher und verdichteter Form. Klarheit, Einfachheit, sachgemäße Vermittlung des Wissenswerten ist sein Ziel. Vor allem: es setzt keinerlei Vorkenntnisse voraus.

32

115/116

HEINRICH VON TREITSCHKE
Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert

Zusammengefaßt herausgegeben von Dr. H. Heffter

Bd. I: Zusammenbruch und nationale Erhebung

Bd. II: Staat und Kultur der Friedenszeit

Mit 26 zeitgenössischen Abbildungen

In Leinen Bd. I RM 3.50, Bd. II RM 4.20

Des großen Historikers glänzendstes Geschichtswerk, in dem die Schilderung des politischen Geschehens mit kulturgeschichtlichen Betrachtungen und der Darstellung der deutschen Stämme und Länder zu einem hinreißenden Gesamtbild verwoben ist, wird in dieser Ausgabe auf knappem Raume in vollgültiger Gestalt dargeboten, wobei nur diplomatische und parlamentarische Spezialausführungen in Berichte des Herausgebers zusammengezogen sind.

117

ERNST MORITZ ARNDT

Volk und Staat

Seine Schriften in Auswahl herausgegeben von Dr. Paul Requadt
Leinen RM 3.25

Diese Ausgabe hebt aus Arndts umfangreichem Werk den glühenden Kern heraus, der uns Heutige unmittelbar angeht. Sie handelt von Volkscharakter und Rasse, von nordischem und deutschem Wesen, von der Wurzellosigkeit des Intellektuellen und der Einfügung in den Volksverband, von Fremdländerei und Muttersprache, von Führer und Masse, und von einem Staat, der die geistigen Kräfte des Bürgertums mit den irdischen des durch ein Erbhofgesetz befestigten Bauernstandes in Einklang bringt. Wer zu deutschem Wesen in seiner Stille, Schlichtheit und kernhaften

Frische heimverlangt, dem wird Arndts Vermächtnis in diesem Bande beglückendes Erlebnis.

119

Die Vorsokratiker

Die Fragmente und Quellenberichte übersetzt und eingeleitet von Prof. Dr. Wilhelm Capelle. 2. Auflage. Leinen RM 4.50

Diese einzigartige Sammlung der frühesten Zeugnisse griechischen Denkens läßt uns den Urbeginn der abendländischen Geistesgeschichte unmittelbar miterleben: hier wurden die Begriffe Kosmos, Geist, Natur, Wissenschaft zum ersten Male gedacht. Beginnend mit den Orphikern und Thales, enthält unser Band die

33

Originalfragmente und die antiken Nachrichten von Anaximandros, Anaximenes, Pythagoras u. a. bis zur Sophistik des Protagoras und Gorgias. Im Unterschiede zu allen bisherigen Ausgaben übersetzt die unsere auch die antiken Berichte über diese Denker und bildet damit ein unentbehrliches, zusammenhängendes und abschließendes Werk für jeden Freund des Griechentums und der Philosophie überhaupt.

120/121

Das Neue Testament

Verdeutsch und erläutert von Prof. D. *Wilhelm Michaelis*
2 Bände

I. Die Evangelien. II. Taten der Apostel, Briefe, Offenbarung
Bd. I Leinen RM 3.75. Bd. II Leinen RM 4.-

Zum ersten Male wird hier in einer schönen, dabei wohlfeilen Ausgabe eine neue Übersetzung mit einem in Fußnoten gebotenen fortlaufenden Kommentar verbunden. Die Erkenntnisse der modernen neutestamentlichen Wissenschaft sind in ihm und den Einführungen zu jeder Schrift gemeinverständlich zusammengefaßt. Die Ausgabe wendet sich an jeden religiös fühlenden Menschen und wird auch dem Geistlichen, dem Lehrer und dem Theologiestudierenden willkommen sein.

122

W. H. RIEHL

Die Naturgeschichte des deutschen Volkes

Zusammengefaßt und herausgegeben von Prof. *Gunther Ipsen*
Mit Bildnis. Leinen RM 4.-

Dieses Hauptwerk Riehls ist als großartige Gesamtdarstellung des deutschen Volkes ohnegleichen. Es vereinigt Geschichte und Kulturgegeschichte, Landeskunde mit Volks- und Gesellschaftskunde in farbenreichen Schilderungen von Land und Leuten, Landschaft, Stämmen und Ständen. Unsere Ausgabe enthält die heute noch unvermindert gültigen Hauptteile des 1853-69 erschienenen Werkes, fügt die bedeutsamen Vorträge „Die Wissenschaft vom Volke“ und „Über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft“ hinzu und vermittelt so ein klares Bild von der geistigen Gestalt des „Vaters der deutschen Volkskunde“.

Dieser Band ist in die NS.-Bibliographie aufgenommen

123

THOMAS CARLYLE Heldentum und Macht

Schriften für die Gegenwart. Herausgegeben von
Dr. *Michael Freund*
Leinen RM 3.75

Im 19. Jahrhundert die stärkste moralische Kraftquelle Englands, hat Carlyle mit seiner Philosophie des Heldischen, die alle Macht in Staat und Gesellschaft nur der großen, reinen Führerpersönlichkeit zuerkennt, zweifellos auch uns heute viel zu sagen. Was von seinen Schriften für die Gegenwart bedeutsam ist und dauernden Wert besitzt, darunter die hier erstmalig verdeutschte Cromwell-Biographie, bietet unsere Ausgabe in eindringlichster Form.

124

PLUTARCH

Heiden und Schicksale

Übertragen und herausgegeben von Dr. *Wilhelm Ax*
444. Seiten. Leinen RM 4.-

Als Ergänzung, aber als selbständiges und vielleicht Plutarchs interessantestes Werk tritt hier zu den römischen und griechischen „Heldenleben“ (vgl. Bd. 66/67) seine Schilderung der Männer, die größtenteils abseits der Ruhmesstraße der Unsterblichkeit gekämpft haben und bei denen die Geschichte nur einen Augenblick verweilt: von Dion über Pelopidas, Phokion, Agis und Kleomenes, über Coriolan und Flamininus bis zu Sertorius, Cicero und Brutus. Nirgends erlebt man Würde und Tragik des Menschlichen so schlicht und groß wie hier.

126

THOMAS VON KEMPEN

Die Nachfolge Christi

Übertragen von Prof. Dr. *Felix Braun*
Leinen mit Goldprägung RM 3.-

Das unvergängliche Buch der inneren Sammlung, der Heimkehr zu Gott und Einkehr in das Geheimnis der eigenen Seele, das Millionen in aller Welt durch seine Gemütsiefe, seine herzliche Frömmigkeit, seine Menschenkenntnis und Lebenserfahrung zum Freund und täglichen Begleiter geworden ist, wird hier in neuer, wundervoller Übertragung dargeboten, bereichert durch ein auf neuesten Forschungen beruhendes Lebensbild des trostreichen Mannes.

127/128
Wörterbuch der deutschen Volkskunde

Von Dr. *Oswald Erich* und Dr. *Richard Beil*
Mit 158 Abbildungen und 6 Karten
872 Seiten. Leinen RM 6.50

Zwei bekannte Gelehrte, die zudem die Gabe einfacher und fesselnder Darstellung besitzen, haben hier, von mehreren Mitarbeitern unterstützt, ein bis ins letzte wissenschaftlich genaues, dabei für jedermann lesbares Werk geschaffen, das in fast unerschöpflicher Fülle die Reichtümer des deutschen Volkstumes vor dem Leser ausbreitet. Dr. *Erich* vom Staatl. Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin übernahm die Darstellung der Sachgüter (Haus, Siedlungsformen, Tracht, Volkskunst und Gerät), Dr. *Beil*, Dozent für deutsche Volkskunde an der Universität Berlin, die der übrigen Gebiete (Glaube und Brauch, Sprache, Dichtung, Lied usw.). So entstand ein Auskunfts- und Lesebuch, das jedem willkommen sein muß, dem die Kenntnis deutschen Volkstums am Herzen liegt, denn es umfaßt ein Wissensgebiet, dessen Stoff das deutsche Volk selber ist.

129
ARISTOTELES
Hauptwerke

Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von
Prof. Dr. *Wilhelm Nestle*

Mit einem Bildnis. 2. Auflage. Leinen RM 4.-

Der große Vollender griechischer Philosophie, der allumfassende Geist, dessen Fragen und Lösungen erregend in die Gegenwart hereinwirken, wird hier erstmalig in einer Ausgabe weitesten Kreisen zugänglich. Sie enthält in durch Zwischenberichte zusammenhängender Form alle wesentlichen Partien der philosophischen Hauptwerke: der Schrift über die Seele, der Metaphysik, der Eudemischen und Nikomachischen Ethik, der Psychologie, Politik und Poetik. Nur einem so hervorragenden Kenner wie Prof. Nestle, Tübingen, konnte die große Aufgabe gelingen.

130
SUETON
Cäsarenleben

Neu herausgegeben und erläutert
Mit einer Einleitung von Dr. *Rudolf Till*
Mit 12 Porträts. Leinen RM 4.50

Suetons zwölf Kaiserbiographien gehören durch Fülle und Farbbarkeit zu den ewig gültigen Werken der Weltliteratur. Ein Zeit-

genosse der Cäsaren, im Besitz aller, auch der geheimsten Nachrichten über sie, schilderte hier die römischen Weltherrscher von Cäsar bis zu Domitian ohne Vorurteil in der ganzen Lebensnähe, der Furchtbarkeit, aber auch der Tragik ihrer heroischen, menschlich ergreifenden oder widerwärtigen Existenz. Ein Buch, grundlegend für die Kenntnis der Antike, unschätzbar für unser Wissen um den Menschen in seiner zeitlosen Rätselhaftigkeit.

131
ERNST BÜCKEN
Die Musik der Nationen
Eine Musikgeschichte

500 Seiten. Mit Notenanhang und 36 Abbildungen. Leinen RM 4.-
Diese neue Gesamtdarstellung der Musikgeschichte vom alten Orient bis zur jüngsten abendländischen Gegenwart hat bei allen Musiksachverständigen und Musikliebhabern stärksten Widerhall gefunden. Ein berufener Wissenschaftler, mit der Kunst fesselnder Darstellung begabt, geht hier neue, von aller überkommenen Dogmatik befreite Wege, indem er die rassisch und landschaftlich bedingten Nationalcharaktere in der Musik aufzeigt und als Orientierungspunkte und den eigentlich ruhenden Pol in allen „Stilwelten“ und spannungsreichen Entwicklungsbögen erkennen läßt, wobei die große Einzelpersönlichkeit als Repräsentant ihres Volkstumes und ihrer Zeit in das Gesamtgeschehen hineingestellt ist. Eine Erklärung der wichtigen Fachbegriffe, Zeittafel, Literaturverzeichnis und eine Anzahl bezeichnender Notenbeispiele machen den inhaltsreichen Band auch als Nachschlagewerk für den Laien geeignet.

132
ERNST KORNE MANN
Römische Geschichte
1. Band: Die Zeit der Republik

632 Seiten mit einer Übersichtskarte. Leinen RM 5.50

In diesem ersten Bande seines zweibändigen Werkes — der 2. Band erscheint im Herbst 1939 — behandelt der bekannte Historiker die Geschichte des in seinen Anfängen noch ungemein geschlossenen Staates der Römer bis zum Ende der Republik (60 v. Chr.). Durch kritische Auswertung der schon von den Alten vielfach verfälschten Überlieferung und mit sicherem Blick für die völkischen, wirtschaftlichen und politischen Triebkräfte und landschaftlichen Gegebenheiten entwirft er aus neuer, zeitnaher Sicht ein umfassendes, übersichtlich gegliedertes und anschauliches Bild vom Aufstieg des römischen Staatsvolkes, dessen Geschichte die Lehrmeisterin auch unseres politischen Lebens und Denkens sein soll.

135

KARL WEINHOLD
Altnordisches Leben

Bearbeitet und neu herausgegeben von Prof. Dr. Gg. Steffert

400 Seiten. Ganzleinen RM 4.25

Karl Weinhold (1823–1901), der würdige Nachfolger Jacob Grimms und einer der hervorragendsten Vertreter der nachromanischen Germanistik, hat in diesem 1856 erschienenen und seitdem längst vergriffenen Werk schlechthin alles zusammengetragen, was die isländischen Sagas, die altskandinavischen Gesetze, die altnordischen Geschichtsbücher und alle ähnlichen literarischen Quellen an Nachrichten und Einzelheiten über Leben und Kultur der germanischen Nordvölker überliefern, und hat dieses mit strengster Wissenschaftlichkeit gewonnene Material zu einem in wahrhaft klassischer Sprache gestalteten Gesamtbild vereinigt. Das heute für uns so bedeutsame Werk, für den Wissenschaftler schon immer eine unerschöpfliche Fundgrube, wird daher in dieser neuen, sachkundig bearbeiteten und leicht lesbaren Ausgabe allen willkommen sein, denen die Erkenntnis nordisch-germanischen Wesens am Herzen liegt.

136

JOH. GOTTFRIED HERDER
Mensch und Geschichte

Sein Werk im Grundriß. Herausgegeben von Dr. Willi A. Koch

Mit einem Bildnis. Leinen mit Goldprägung RM 3.25

Herder, dessen umfangreiches Werk fast unübersehbar und nur wenigen zugänglich war, wird hier zum ersten Male erschlossen und in den breitesten Bereich der deutschen Bildung eingeführt. Mit staunender Bewunderung erkennen wir einen Wächter ursprünglichen deutschen Wesens, der zugleich einer der mächtigsten Zauberer deutscher Sprache war. Unsere Ausgabe baut Herders Welt und Werk aus ihren Grundthemen Sprache und Dichtung, Geschichte und Kultur, Volkstum und Religion neu auf und enthält alle entscheidenden Schriften, durch prägnante Vorberichte verbunden, in ihren Hauptpartien. In unserer deutschen Selbstentdeckung steht dieser gehaltvolle und sprühende Band an hervorragender Stelle!

137

HEINRICH VON TREITSCHKE
Deutsche Kämpfe

Die schönsten kleineren Schriften
 Herausgegeben von Dr. Heinrich Heffter

Leinen RM 3.25

Treitschke hat in den kleineren Schriften die hohen Vorzüge seines Hauptwerkes (vgl. Band 115/116) noch übertroffen. Der Blick für das Ganze des politischen und kulturellen Lebens, die seltene Gabe anschaulicher Schilderung und die bezaubernde Macht seiner Rede sind hier zu höchster Meisterschaft entwickelt. Überdies stellen die Schriften größtenteils Höhepunkte deutscher Geschichte dar. So reiht unser Band die schönsten und bedeutendsten zu einem ungemein anziehenden Überblick über die deutsche Vergangenheit aneinander, dessen Größe und Glanz sich kein heutiger Leser entziehen kann.

139

DIE BRÜDER GRIMM
Ewiges Deutschland

Ihr Werk im Grundriß. Herausgegeben von
 Dr. W. E. Peuckert
 Leinen RM 4.–

In den Schriften der Brüder Grimm verehrt das geistige Deutschland seinen geheimnisvollen Mittelpunkt. Nirgends ist die fromme Tiefe, die Lauterkeit und Innerlichkeit deutschen Wesens so rein und schön erklungen wie hier. Unsere Auswahl hebt aus den großen Einleitungen zu den Hauptwerken und aus den bedeutendsten und schönsten der kleineren Schriften ein Bild der Brüder und ihres Denkens heraus, wie es in solcher Eindringlichkeit noch nie da war.

142

MATTHIAS CLAUDIUS
Gläubiges Herz

Sein Werk für uns

Herausgegeben von Dr. Willi A. Koch
 Mit einem Bildnis. Leinen mit Goldprägung RM 3.25

Dieser Band vereinigt alles Schöne, Tiefe und Besinnliche, das wir im Werke von Matthias Claudius als ewigen Schatz deutschen Wesens verehren und lieben. Da sind die Briefe des Wandsbeker

Boten an Andres, die nachdenklichen und die heiteren Betrachtungen, die Gedichte in ihrer ergreifenden Schlichtheit, die Schnurren und Weisheiten, mit denen er den Jahreslauf begleitet. Nur das allzu Zeitgebundene ist ausgelassen. So entstand eins der innigsten und beglückendsten Bücher deutscher Zunge, ein Trost- und Weisheitsbüchlein für jeden Tag, ein Brevier tätiger Weltfrömmigkeit.

143

ALBIN LESKY

Die griechische Tragödie

Mit 4 Bildnissen. Leinen RM 2.75

Ein deutscher Gelehrter und berufener Kündler griechischen Geistes behandelt hier in klarer, gemeinverständlicher Sprache ein Gebiet der Weltliteratur, das dem heutigen Lebensgefühl besonders nahesteht. Indem wir die Entwicklung der griechischen Tragödie aus dem mythischen Urgrund eines heroischen Geschlechtes bis zu ihrem späten Nachleben in der bürgerlichen Komödie des Menander verfolgen, erkennen wir die Verwurzelung des menschlichen Seins im Heroischen und Tragischen überhaupt und erleben die überzeitliche Macht einer Kunst, die seit Shakespeare und Kleist auch den nordischen Menschen immer wieder auf tiefste erschüttert und bewegt.

144

FRIEDRICH HEBBEL

Der Mensch und die Mächte

Die Tagebücher ausgewählt und eingeleitet von *Ernst Vincent*

Leinen mit Goldprägung RM 3.75

In seinen Tagebüchern hat Hebbel mit schonungsloser Offenheit und letzter Aufrichtigkeit vor sich selbst seinen Lebenskampf aufgezeichnet, seinen Kampf um die Existenz und sein Ringen um das große Drama, das aus der Tiefe und Gegensätzlichkeit nordischen Weltgefühls heraufwuchs. Unsere Ausgabe stellt aus der ungegliederten Stoffmasse, in die Lesenotizen, Gesprächsreflexe, Briefabschriften und Materialsammlungen eingeflossen sind, die biographische und geistige Einheit wieder her und bietet so eines der unmittelbarsten, rückhaltlosesten Zeugnisse germanisch-tragischer Welterkenntnis.

40

145

RICHARD WAGNER

Die Hauptschriften

Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. *Ernst Bücken*
Mit einem Bildnis. Leinen RM 4.—

In dieser Zusammenfassung und biographischen Verknüpfung alles Wichtigen aus Wagners Schriften und Briefen mit Teilen seiner Selbstdarstellung und Berichten Dritter wird vor allem der Denker Wagner klar erkennbar, der ständig hinter dem Künstler steht und ohne den sein Kunstwerk und z. B. Nietzsches häufige Beziehung auf ihn unverständlich bleiben muß. So entstand ein Buch, das jedem willkommen sein wird, der ohne langwieriges Studium der mehrbändigen Originalausgaben die künstlerische, philosophische und kulturpolitische Macht Wagners begreifen und ihre Gegenwartsbedeutung ermessen will.

146

LEOPOLD VON RANKE

Geschichte und Politik

Friedrich der Große, Politisches Gespräch
und andere Meisterschriften

Herausgegeben von *Hans Hofmann*
Mit einem Bildnis. Leinen RM 4.—

Hier sind alle die Schriften vereinigt, in denen der größte Geschichtsschreiber die Summe seiner geschichtlichen und politischen Erkenntnis zieht. Und er zieht sie überlegen, leicht, ungezwungen. So entstand ein einzigartiges, zugleich höchst reizvolles Meisterwerk gesamtgeschichtlicher Überschau, an historischem Rang und Bedeutung für die Gegenwart Jacob Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ vergleichbar. Aus seinem Inhalt: „Die großen Mächte“ (Preußens Aufstieg auf dem Hintergrund der Großstaaten), „Frankreich und Deutschland“ (Frankreichs politischer Charakter und die deutsche Aufgabe), „Politisches Gespräch“ (vom Staat und der Hingabe an ihn), „Über Verwandtschaft und Unterschied der Historie und Politik“, „Geschichte und Philosophie“, „Über die Epochen der neueren Geschichte“ (die geniale kurze Weltgeschichte vom römischen Weltreich zum 19. Jahrhundert), „Friedrich II. König von Preußen“ (die hinreißende politische Biographie des großen Königs), „Zum Kriege 1870/71“.

41

Die Gedichte des Horaz

Übertragen und mit dem lateinischen Text herausgegeben von
Prof. Dr. *Rudolf Helm*

Leinen RM 3.25

Der besondere Reiz dieser neuen, sprachlich und wissenschaftlich gleich hervorragenden Übertragung besteht darin, daß sie bei genauer Einhaltung der horazischen Versmaße erstmalig auch im Deutschen ein wirklich treues Abbild des Originaltextes bietet. So wird es nun auch dem Laien möglich, die verfeinerte Verskunst des Horaz unmittelbar zu genießen und damit erst die ganze Schönheit der berühmten Oden und Epoden voll zu würdigen. Die lebensnah geschriebene Einleitung in Verbindung mit den im Anhang alphabetisch geordneten Erläuterungen der mythologischen und politischen Anspielungen läßt auch die menschliche Persönlichkeit des Dichters und seine geistige Umwelt sowie seine Nachwirkung im abendländischen Geistesleben klar erkennen.

FRIEDRICH LIST

Um deutsche Wirklichkeit

Seine Schriften in Auswahl mit verbindendem Text herausgegeben
von *Fritz Forschepiepe*

Mit einem Bildnis. Leinen RM 3.25

Ein glühender Vorkämpfer der Idee Großdeutschland und der Begründer eines neuen Nationalbewußtseins spricht hier zu uns, aber auch der Mann, der mit klarem Blick für das wirklich Erreichbare bereits vor hundert Jahren die Einheit der Wirtschaft, die vom Staate gelenkte Ausbildung und Förderung aller produktiven Volkskräfte vertrat, eine deutsche Flotte, Kolonien und bewußte Pflege des Auslandsdeutschtums forderte und ein großzügiges Verkehrsnetz für Deutschland entworfen hat. Unsere Ausgabe hebt aus Lists umfangreichem und vielfältigem Lebenswerk das Wichtigste heraus und bietet mit den Hauptpartien seiner politischen und volkswirtschaftlichen Schriften, durch einführende Vorberichte erläutert und nach den tragenden Gedanken geordnet, ein lebendiges und klares Bild von Leben und Werk dieses großen Deutschen.

THUKYDIDES

Der große Krieg

Übersetzt und eingeleitet von Dr. *Heinrich Weinstock*

Mit Bildnis und einer Karte. Ganzleinen RM 2.75

Erst durch diese meisterhafte Übertragung wird die Lektüre des klassischen Geschichtswerkes uns Heutigen zum erschütternden und zugleich beglückenden Erlebnis. Mit letzter Klarheit erkennen wir die politischen und menschlichen Zusammenhänge in diesem Weltkrieg der Antike in all ihrer fast unheimlichen Gegenwartbeziehung. Darüber hinaus vermitteln Einleitung und Nachwort des ausgezeichneten Kenners und Künders antiken Geistes ein neues ehrfurchtvolles Verständnis für die überzeitliche Größe eines Mannes, der mit seherischem Blick mitten im Untergang seines Volkes ein schicksalhaftes Geschehen aufzeichnete „zum dauernden Besitz der Menschheit“.

FRANZ LENNARTZ

Die Dichter unserer Zeit

275 Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart

Ganzleinen RM 3.25

Unter bewußtem Verzicht auf literargeschichtliche Erörterungen, aber mit sicherem Instinkt für das Wesentliche wird hier eine umfassende Bestandsaufnahme der heute gültigen und lebendigen deutschen Dichtung dargeboten. Jede der alphabetisch geordneten Darstellungen enthält alles Wissenswerte über Leben und Schaffen des betreffenden Dichters, belegt mit Daten und einer kurzen Charakteristik und Inhaltsangabe seiner Hauptwerke. So daß der Leser selbst entscheiden kann, welcher der vorgestellten Dichter seinem Wesen entspricht, um dann unmittelbar zu seinem Werk vorzudringen.

AISCHYLOS

Die Tragödien und Fragmente

In der Übertragung von *Johann Gustav Droysen*
neu herausgegeben und erläutert von *Dr. W. Nestle*

Ganzleinen etwa *RM 4.-*

1832, im Sterbejahr Goethes, erschien J. G. Droysens vollständige Aischylos-Übersetzung, der geniale Wurf eines dichterisch hochbegabten jungen Gelehrten. Sie war und blieb, von Droysen noch ständig verbessert und vervollkommenet, die erste und einzige Übertragung aller erhaltener Tragödien und Werkfragmente des größten griechischen Dichters neben Homer, unerreicht auch in der hohen, dem Original ebenbürtigen Sprachkunst goethescher Prägung. Die neue Ausgabe, erschöpfend eingeleitet und erläutert, beseitigt auch die letzten, nach dem neuesten Stand der Wissenschaft nachweisbaren Irrtümer aus dieser wahrhaft klassischen Übersetzung und wird daher jedem willkommen sein, der die Werke des größten Tragikers der Weltliteratur unverfälscht erleben will.

JEAN PAUL

Weltgedanken und Gedankenwelt

Aus seinem Werk ausgewählt und aufgebaut von *Richard Benz*
356 Seiten. Mit einem Bildnis. Ganzleinen *RM 3.75*

Als einer der großen Deutschen ist Jean Paul heute aufs neue in unseren Gesichtskreis getreten. Die Lektüre seiner Werke aber gilt aus mancherlei Gründen nach wie vor als besonders schwierig und mühevoll. Ein leichtes und müheloses Erfassen seiner dichterischen und denkerischen Persönlichkeit dagegen ermöglicht die vorliegende Auswahl aus seinem Gesamtwerk. In reicher Fülle, aber übersichtlich geordnet enthält sie Gedanken und bezeichnende Äußerungen Jean Pauls, die, kurz und köstlich im einzelnen, in ihrer Gesamtheit ein klares und anschauliches Bild seiner geistigen Gestalt bieten, zu dem auch die meisterliche Einleitung den genießenden Leser zwanglos hinführt.

C. G. LICHTENBERG

Aphorismen, Briefe, Schriften

Herausgegeben von *Dr. Paul Requadt*
520 Seiten mit Abbildungen im Text und auf Kunstdrucktafeln

Ganzleinen *RM 4.75*

Diese neue Ausgabe alles Wesentlichen, was wir an Schriftlichem von ihm selbst und an Zeugnissen über ihn besitzen, läßt zum ersten Male neben dem geistreichen Spötter und amüsanten Plauderer der frühen Goethezeit auch den *ernsten Lebensphilosophen* Lichtenberg klar hervortreten. Die überaus reiche Auswahl aus allen Dokumenten seines Lebens und Schaffens bietet in ihrem sinnvollen Aufbau ein ganz neues und für die Gegenwart gültiges Bild von dem unvergänglichen Reiz seiner Persönlichkeit und der ganzen Weite und Tiefe seiner Gedankenwelt

Liedsang aus deutscher Frühe

Eine Auswahl mittelhochdeutscher Dichtung
Übertragen und herausgegeben von *Dr. W. Fischer*
Ganzleinenband etwa *RM 4.-*

Der unmittelbare Zugang zur mittelhochdeutschen Dichtung ist immer nur dem kleinen Kreis Geübter offen, die durch Schule oder Studium die Sprache der Urtexte erlernt haben. Bei den meisten Übersetzungen aber gilt das Interesse vorwiegend nur einer bestimmten Dichtungsgattung oder einigen wenigen, bevorzugten Dichtern. Die vorliegende Ausgabe nun enthält in vorzüglicher Übertragung Minne- und Kreuzfahrerlieder, politische Lyrik und Geißlerlieder, Tagelieder und Spruchweisheit von rund 50 Dichtern, von denen die meisten zudem mit mehreren Proben vertreten sind. So wird in dieser reichen, in gedankliche Gruppen übersichtlich gegliederten Auswahl die ganze Fülle und Vielfalt der Persönlichkeiten, Gedanken und Kunstformen erst vollkommen deutlich und damit Wesen und Gehalt einer Epoche deutscher Dichtung, deren kämpferischem und männlich-ritterlichem Geiste wir uns gerade heute besonders nahe fühlen.

Luther im Gespräch

Die Aufzeichnungen seiner Freunde und Tischgenossen

Nach den Urtexten übertragen und herausgegeben

von Dr. Reinhard Buchwald

360 Seiten. Mit Bildnis. Ganzleinen RM 4.50

In weit größerer Zahl, als es die 1566 von J. Aurifaber unter dem irreführenden Titel „Tischreden“ veröffentlichte, dogmatisch bestimmte Sammlung vermuten läßt, sind uns Niederschriften von Gesprächen erhalten, die Luther bei den verschiedensten Gelegenheiten — nicht nur bei Tisch — im Familien- und Freundeskreis geführt hat. Da die Urtexte in einer nur dem Wissenschaftler verständlichen lateinisch-deutschen Mischsprache abgefaßt sind, waren sie weiteren Kreisen bisher unbekannt. Sie erscheinen hier *erstmalig* in deutscher Übersetzung, chronologisch geordnet und mit allen für das Verständnis notwendigen Erläuterungen versehen. Diese von dogmatischen Rücksichten freie Ausgabe bietet somit einen bedeutsamen Beitrag zur Erkenntnis von Luthers geistiger Persönlichkeit, zumal der Gedankengehalt noch durch ein ausführliches Register erschlossen wird.

VERFASSER-VERZEICHNIS

	Band		Band
Aischylos: Die Tragödien und Fragmente	152	Goethe: Faust, Band I u. II	12
Aristoteles: Hauptwerke	129	— Schriften über die Natur	62
Arndt: Volk und Staat	117	— Tagebuch d. italien. Reise	45
v. Aster: Geschichte der Philosophie	108	Graecians Handorakel	8
Augustinus: Bekenntnisse und Gottesstaat	80	Grimm, Die Brüder: Ewiges Deutschland	139
Bachofen: Mutterrecht und Urreligion	52	Haeckel: Die Lebenswunder	22
Büchner: Kraft und Stoff	102	— Die Weirätsel	1
Bücken: Die Musik der Nationen	131	Hartmann: Gedanken über Staat, Politik, Sozialismus	29
Bühler: Die Kultur des Mittelalters	79	Hebel: Der Mensch und die Mächte. Die Tagebücher, ausgewählt und eingeleitet von E. Vincent	144
Bülow: Volkswirtschaftslehre	81	Heinemann: Die deutsche Dichtung	10
— Wörterbuch der Wirtschaft	114	— Lebensweisheit d. Griechen	23
Burckhardt: Rubens	57	Henning: Psychologie der Gegenwart (vergriffen)	89
— Griechische Kulturgeschichte	58/60	Herder: Mensch und Geschichte	136
— Die Kultur der Renaissance in Italien	53	Horaz: Die Gedichte	148
— Kulturgeschichtliche Vorträge	56	Kant: Die drei Kritiken	104
— Weltgeschichtliche Betrachtungen	55	Kant-Laplace'sche Theorie	46
— Zeit Konstantins d. Großen	54	Kierkegaard: Religion der Tat	63
Carlyle: Heldentum und Macht	123	Körte: Die hellenistische Dichtung	47
Carnel: Der moderne Mensch	3	Kornemann: Römische Geschichte I	132
Carus: Goethe	97	Lagarde: Schriften für Deutschland	110
— Psyche	98	Lamer: Wörterbuch d. Antike	96
Claudius: Gläubiges Herz	142	Leibniz: Die Hauptwerke	112
Comte: Die Soziologie	107	Leisegang: Die Gnosis	32
Darwin: Die Abstammung des Menschen	28	Le Bon: Psychologie der Massen	99
Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten. Von E. ForsthoFF	113	Lennartz: Die Dichter unserer Zeit	151
Die Dichter unserer Zeit. Von Fr. Lennartz	151	Lesky: Die griechische Tragödie	143
Droysen: Geschichte Alexanders des Großen	87	Lichtenberg: Aphorismen und Schriften	93
Epiktet: Handbüchlein der Moral	2	— Aphorismen, Briefe, Schriften	154
Epikurs Philosophie der Lebensfreude	11	Liedsang aus deutscher Frühe	158
Erich-Beiff: Wörterbuch d. deutschen Volkskunde	127/128	List: Um deutsche Wirklichkeit	149
Evangelien, Die vier. Deutsch von H. Schmidt	6	Luther im Gespräch	160
Feuerbach: Pierre Bayle	31	Luther: Unterm Kreuz	95
— Die Unsterblichkeitsfrage	26	Mahrholz: Literargeschichte	88
— Das Wesen der Religion	27	Marc Aurel: Selbstbetrachtungen	4
Fichte: Reden an die deutsche Nation	35	Montaigne: Die Essais	101
ForsthoFF: Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten	113	Müller, Adam: Vom Geiste der Gemeinschaft	86
Francé: Bios, die Gesetze der Welt	51	Neues Testament. Verdeutsch u. erl. v. W. Michaelis	120/21
— Die Waage des Lebens	68	Nibelungenlied	36
Geschichte der Philosophie. Von E. v. Aster	108	Nietzsche: Also sprach Zarathustra	75
		Nietzsche in seinen Briefen	100
		Nietzsche: Die fröhl. Wissenschaft	74
		— Die Geburt der Tragödie / Der griechische Staat	70
		— Götzendämmerung / Antichrist / Ecce homo / Gedichte	77
		— Jenseits von Gut u. Böse / Zur Genealogie der Moral	76

	Band
Nietzsche: Morgenröte	73
— Menschl., Allzumenschliches	72
— Die Philosophie im tragischen Zeitalter d. Griechen	42
Nietzsches prophetische Worte üb. Staaten und Völker	21
— Schopenhauer als Erzieher (vergriffen) (in Bd. 71)	38
— Über die Zukunft unserer Bil- dungsanstalten	41
— Die Unschuld d. Werdens	82/83
— Unzeitgem. Betrachtungen	71
— Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben	37
— Der Wille zur Macht	78
— Worte für werdende Menschen	30
Paul, Jean: Weltgedanken und Gedankenwelt	153
Pestalozzi: Grundlehren über Mensch und Erziehung	49
Philosophisches Wörterbuch. Von H. Schmidt	13
Platon: Hauptwerke	69
— Der Staat	111
Plutarch: Griechische Heldenleben	66
— Römische Heldenleben	67
— Helden und Schicksale	124
Ranke: Geschichte und Politik	146
Riehl: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes	122
Rohde: Psyche	61
Rousseau: Die Krisis der Kultur	85
Sehelling: Sein Weltbild aus den Schriften	44
Schleiermacher: Über die Religion	34
Schmidt: Philosophisches Wörter- buch	13

	Band
Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit	16
— Persönlichkeit und Werk	48
Seneca: Vom glückseligen Leben	5
Smiles: Der Charakter	7
Smith: Natur und Ursachen des Volkswohlstandes	103
Spencer: Die Erziehung	9
Spinoza: Die Ethik	24
Strauß: Der alte und der neue Glaube	25
— Voltaire	33
Sturmhoefel: Geschichte des deut- schen Volkes	19/20
Sueton: Cäsarenleben	130
Thomas von Aquino: Summe der Theologie	105/106 und 109
Thomas von Kempen: Nachfolge Christi	126
Thukydides: Der große Krieg	150
Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert	115/116
— Deutsche Kämpfe	137
Voltaire: Für Wahrheit und Menschlichkeit	40
Vorsokratiker, Die. Hrsg. v. Prof. W. Capelle	119
Wagner: Die Hauptschriften	145
Weinhold: Altnordisches Leben	135
Wirth: Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart	50
Wörterbuch der Antike. V.H.Lamer	96
Wörterbuch der deutschen Volks- kunde. Von Erich-Beitl	127/128
Wörterbuch der Wirtschaft. Von F. Bülow	114
Wundt: Die Nationen und ihre Philosophie	18